



Bewegtes Leben

Weil leben heißt sich regen *von Bernhard Scholten*

Seite 3

Wie geht's? *von Francine Schwertfeger*

Seite 4

Pilger sind wir Menschen *von Gerhard Ruisch*

Seite 5

Gastfreundschaft für die Menschwerdung *von Ulf Karwelies*

Seite 10

Für Änderungen in der katholischen Sexualmoral

Der Psychotherapeut und katholische Theologe **Wunibald Müller** wünscht sich Veränderungen in der katholischen Sexualmoral. Insbesondere beim Umgang mit Homosexualität müsse sich die kirchliche Lehre weiterentwickeln. Grundsätzlich gebe es zwar den Konsens darüber, als Kirche homosexuellen Menschen mit Respekt zu begegnen: „Ein nächster Schritt wäre, homosexuellen Paaren, bei denen wichtige Werte, die auch in heterosexuellen Beziehungen gelten, gelebt werden, die Segnung nicht zu verweigern“, auch wenn dies nicht mit dem Sakrament der Ehe vergleichbar sei. Der Anteil von Homosexuellen in der katholischen Kirche ist nach Müllers Überzeugung nicht höher als in der Gesamtgesellschaft. Bei Priestern und Bischöfen allerdings sei der Anteil „erheblich höher. Bei den Priestern können wir von mindestens 20 Prozent ausgehen.“ Müller ist einer der profiliertesten katholischen Psychotherapeuten und leitet in Münsterschwarzach das Recollectio-Haus für kirchliche Mitarbeiter in Lebenskrisen.

Studie: Antisemitismus in Deutschland stark gesunken

Antisemitismus ist in Deutschland im vergangenen Jahr beträchtlich zurückgegangen. Zu diesem Ergebnis kommt die jüdische **Anti-Defamation League**. Mit Blick auf Frankreich spricht die Organisation, die sich gegen Diffamierung von Juden weltweit einsetzt, sogar von einem „dramatischen Rückgang“. Laut dem „ADL Global 100 Index“ äußerten von 500 Befragten in Deutschland 16 Prozent antisemitische Einstellungen; im Vorjahr waren es 27 Prozent. In Frankreich, wo im Frühjahr Juden Ziele von Anschlägen geworden waren, fiel die Rate judenfeindlicher Vorurteile demnach von 37 auf 17 Prozent. Zugleich wuchs die Angst unter Nichtjuden, Juden könnten Ziel von Gewalthandlungen werden. In Deutschland äußerten diese Sorge 63 Prozent; das sind 33 Prozent mehr als im Vorjahr. 78 Prozent der Deutschen

bewertete antisemitische Taten als Angriff auf die eigene Gesellschaft und Kultur.

Kritik an deutschen Amtsbrüdern

Der Kardinal und frühere Chefhistoriker des Vatikan, **Walter Brandmüller** (86), übt scharfe Kritik an seinen deutschen Amtsbrüdern. „Es ist absurd: Die Kirchen leeren sich und die Kassen füllen sich. Erhalten wird ein sich selbst genügender teurer Apparat, der mit seinem Klappern die Stimme des Evangeliums übertönt“, sagte Brandmüller. Hier sei „Entweltlichung“ angesagt und damit ein Denken, das nicht irdisch-ökonomischen Prinzipien folge. Zur Debatte um Sexualmoral und Abtreibung meinte er: „In der Tat scheint gewisse Kreise eine geradezu perverse Lust an der Selbsterstörung erfasst zu haben, wenn etwa die Weitergabe des Lebens in vielfacher Weise verhindert oder die naturgegebene geschlechtliche Identität von Mann und Frau infrage gestellt wird.“

Entwicklungshilfe-Etat steigt

Hilfswerke und Nichtregierungsorganisationen begrüßen den Zuwachs des Etats für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe. Zugleich sehen sie weiter „Luft nach oben“. „Wir freuen uns, dass die Bundesregierung nun mit der Aufholjagd beginnt, um den ursprünglich für dieses Jahr versprochenen Anteil des Etats für die Entwicklungszusammenarbeit von 0,7 Prozent des Bruttoinlandsproduktes wenigstens noch bis zum Jahr 2020 zu erreichen“, sagte **Misereor**-Hauptgeschäftsführer **Pirmin Spiegel**. Ähnlich äußerten sich auch *Brot für die Welt* und weitere Hilfswerke.

KIRCHE IM RUND FUNK

„Positionen“
Bayerischen Rundfunk
B2 Radio
Sonntag, 30. August, 6.45 Uhr
Pfr. Dr. André Golob,
Rosenheim

Weniger Haushalte erhalten Wohngeld

Bundesweit 665.000 Haushalte erhielten 2013 das staatliche Wohngeld als Zuschuss für angemessenen und familiengerechten Wohnraum. Ihre Zahl ging im Vorjahresvergleich um rund 15 Prozent zurück, wie das Statistische Bundesamt mitteilte. Die Gesamtausgaben sanken von 1,2 Milliarden Euro im Jahr 2012 auf 985 Millionen Euro 2013. Getragen wird das Wohngeld je zur Hälfte von Bund und Ländern.

China lässt Kreuze von Kirchen entfernen

Chinesische Behörden lassen laut **Ucanews** derzeit Kreuze von katholischen Kirchen entfernen. Das Vorgehen sei Teil der Politik der kommunistischen Führung in Beijing. Die Regierung fordere von ethnischen und religiösen Minderheiten, chinesische Sitten, Gebräuche und Symbole zu übernehmen. Betroffen seien neben Christen auch Muslime und Tibeter. Die Entfernung von Kreuzen an Kirchen in China hat bereits 2013 begonnen. Betroffen seien zunächst rund 1.100 protestantische Kirchen gewesen. Die Gemeindepriester würden durch die Drohung, die ganze Kirche abzureißen, genötigt, der Entfernung der Kreuze zuzustimmen.

Kritik an Sicherheits-Zertifikaten in Textilindustrie

Gut zwei Jahre nach dem Einsturz des Fabrikgebäudes Rana Plaza in Bangladesch mit mehr als 1.100 Toten haben verschiedene Organisationen Zertifikate zu Sicherheits- und Arbeitsbedingungen in der Textilindustrie kritisiert. Bei Katastrophen verwiesen Produzenten, Auftraggeber und Händler auf solche Zertifikate, „um sich reinzuwaschen“, teilte das Bündnis, zu dem unter anderen die Kampagne für Saubere Kleidung und **medico international** gehören, mit. Die Organisationen beklagten mangelnde Transparenz, weil nicht immer klar sei, was geprüft werde. „Vor allem aber: Zertifizierungsunternehmen und deren Auftraggeber müssen haftbar gemacht werden können.“



„...weil leben heißt: sich regen, weil Leben wandern heißt“

VON BERNHARD SCHOLTEN

EINES MEINER LIEBLINGSLIEDER AUS DER NEUEREN Zeit ist das Lied „Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist“; denn dieses Lied bewegt mich auf vielerlei Art: Die Bewegung ist dem Lied immanent. Der Text ermutigt mich, aufzustehen, aufzubrechen, den neuen Weg zu beschreiten, der noch nicht ausgetreten ist, sondern den ich mir suchen muss. Das Lied fordert mich geradezu auf, aufzustehen und mich in Bewegung zu setzen, die „neuen Wege“ zu suchen und zu gehen. Es beschreibt eine Urerfahrung des Menschen: „Leben heißt sich regen, sich bewegen, unterwegs“. Dies gilt zum einen für meinen Alltag – morgens, wenn ich aufstehe, bewege ich mich, ich gehe, radle, fahre zur Arbeit. Bewegung bestimmt mein Leben. Vor einigen Wochen litt ich unter Kniebeschwerden, konnte nicht mehr gut gehen, mein Gehen war eingeschränkt, mich fortbewegen schmerzhaft und anstrengend. Da fiel mir auf, wie wichtig Bewegung für mein Leben, für mein Wohlbefinden ist.

Letztlich ist die Bewegung ein Synonym für das Leben. Depressive Menschen, die beginnen sich zu bewegen, bei einer Gymnastik, beim Gehen und Laufen, erspüren ihren Körper wieder, erfahren sich selbst und „kommen in Bewegung“. Mittlerweile gibt es gut untersuchte Studien, wie Laufen die depressive Stimmung positiv beeinflussen kann. Menschen, die sich bewegen, erfahren sich wieder selbst, verändern ihren Blick auf ihre Welt. Was Bewegung „im Großen“ durch das Laufen schafft, gilt auch für kleine, winzige Bewegung. Die Welt wahrzunehmen über die Sinne bedarf der Bewegung. Objekte, die still stehen, sich nicht bewegen, nimmt das menschliche Auge nicht wahr. Um stillstehende Objekte wahrzunehmen, muss sich das Auge bewegen. Sinnliche Wahrnehmung braucht Bewegung. Das gilt nicht nur für das Auge, auch Berührungen nehme ich als Bewegung wahr, liegt eine Hand, ein Gegenstand eine Zeit lang auf meinem Körper, spüre ich sie nicht mehr. Erst durch die Bewegung, das Wegnehmen oder ein Streicheln, empfinde ich die Hand, den Gegenstand wieder.

Wahrnehmung braucht Bewegung. Bewegung prägt mein Leben. Bin ich in meiner Mobilität eingeschränkt, dann brauche ich Bewegung anderer Form, um meine Welt wahrzunehmen und zu erkennen. Meine Bewegungslust und mein Bewegungsdrang werden im Alltag aber nicht nur durch körperliche Handicaps eingeschränkt und gehemmt. Es sind viele kleine Hindernisse und Barrieren, die mir die Bewegung nehmen. Das „Sitzen“ prägt unsere Gesellschaft. Ich sitze, während ich bewegt werde, im Zug, Bus oder Auto. Ich sitze zuhause beim Essen, beim Lesen, beim Fernsehen oder beim Schreiben eines Artikels wie diesem. Meine Arbeit ist durch „Sitzen“ geprägt. Ich sitze im Büro vor dem PC, den Akten, sitze bei Besprechungen und bei Feiern.

Renate Zimmer, eine der führenden Pädagoginnen für die frühe Kindheit, schrieb deshalb ein Buch mit dem provokanten, aber auch ernst gemeinten Titel „Schafft die Stühle ab“, denn wir haben längst unsere Erwachsenenwelt in die Welt der Kinder exportiert. Im Kindergarten sitzen Kinder auf kleinen Stühlen zum Basteln, Malen, Konstruieren. Toben, raufen, springen, hüpfen, rennen, laufen, sich balgen sind als natürliche Bewegungsformen der Kinder längst in den Turn- und Bewegungsraum verbannt worden. Auch der Alltag unserer Kinder wird von den Stühlen, dem Sitzen dominiert. Bewegungsaktive Kinder werden schnell zu hyperaktiven, die behandelt werden müssen.

Doch die Bewegungsarmut im Großen wie im Kleinen nimmt uns die Lebenslust, macht uns schwer, träge und anfällig für Krankheiten. Die Bewegungsarmut ist Thema von wissenschaftlichen Untersuchungen und klugen Artikeln in den Feuilletons der großen Tageszeitungen. Sie verweisen auf die Probleme, die durch Bewegungsarmut entstehen können. Sportvereine werben für mehr Bewegung – und so quetscht der aufgeklärte Mensch in seinen schon dichten Terminkalender auch noch die „halbe Stunde“ Bewegung in seinen Tagesablauf. So sprießen Fitnessstudios wie Pilze aus dem Boden. Bewegung wird „Pflicht“. Doch Bewegung ist viel mehr als die Stunde im Fitnessstudio, die sicherlich auch gut tut. Mein Leben



Bernhard Scholten ist Mitglied der Gemeinde Landau



besteht aus Bewegung, ohne Bewegung kein Leben. Und darauf verweist mich dieses Lied: „Vertraut den neuen Wegen“. Es verweist auf das Volk Gottes, das seit Abrahams Zeiten unterwegs ist.

Konkret greift das Lied diese Aussage auf: „Der Herr sprach zu Abram: Ziehe fort aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde“ (1 Gen 12,1). Dieser Text war der Trauspruch eines Paares, das im Sommer 1989 in Eisenach heiratete. Der Brautvater, Friedhelm Kalkbrenner, evangelischer Pfarrer, bat den Paten seiner Tochter, Klaus-Peter Hertzsch, auch evangelischer Pfarrer, für die Trauung zu diesem Trauspruch ein Lied zu schreiben. Mit diesem Lied greift Hertzsch zum einen die Weissagung und das Versprechen Gottes auf, Abraham einen neuen Weg, den Weg ins „gelobte Land“ zu zeigen, wenn er sich denn in Bewegung setzt. Gleichzeitig trifft dieses Lied im bewegenden

Sommer 1989 das Lebensgefühl vieler Menschen; denn zu diesem Zeitpunkt war noch längst nicht klar, dass die Mauer fallen und die beiden Staaten DDR und BRD zu einem Staat zusammen wachsen werden.

Das Lied ermutigt, sich auf den neuen Weg Gottes einzulassen, vorwärts zu gehen, auch wenn der Weg nicht immer klar und eindeutig ist, sondern auch bedrohlich wirken kann, denn das Ziel ist nicht immer sichtbar und klar. Das Lied greift Gottes Versprechen aus Genesis 1 auf: „Wer aufbricht der kann hoffen in Zeit und Ewigkeit. Die Tore stehen offen, das Land ist hell und weit“. Dieses Versprechen gilt uns, wenn wir uns bewegen, wenn wir aufbrechen und den neuen Weg gehen.

So bestimmt Bewegung mein Leben: Sie ist physiologisch notwendig, sie stärkt meine Psyche und spirituell gibt sie meinem Leben Sinn; denn wer sich aufmacht und sich regt, der kann auch ausziehen in das „gelobte Land“.



Wie geht's?

Und schließlich wurde das Gehen offensichtlich zum Synonym für ein ganzes Leben, die Lebenswanderung. Man spricht ja vom Lebensweg. Samsara, der ewige Kreislauf oder das Rad des Lebens, von dem die alten Schriften Indiens sprechen, stammt aus dem Sanskrit und bedeutet wörtlich „beständiges Wandern“. Damit ist die Hoffnung verbunden, von der Stelle, bestenfalls weiter zu kommen als vorher.

Schätzen wir das Gehen genug? „Es“ kann ja gar nicht schnell genug gehen, daher die Erfindung von Fahrrädern, Rollschuhen, Autos und – für die Abgehobenen – Flugzeugen. Wer heute noch geht, hat offenbar Zeit oder kein Geld für den Bus. In „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“ lässt ihm Schriftsteller Adelbert von Chamisso Siebenmeilenstiefel zukommen, die Peter Schlemihl ein wenig aus seiner Pein befreien, keinen Schatten mehr zu haben, weil er ihn dem grauen Mann verkauft hat. Haben wir es vielleicht deshalb auch immer so eilig, von der Stelle zu kommen? Das wäre doch vielleicht mal eine Überlegung wert. Schlimm wird's allerdings erst, wenn man „sich“ gehen lässt. Das geht dann entschieden zu weit, oder?

Eine Kurzbetrachtung

VON FRANCINE
SCHWERTFEGER

„**G**EHT'S GUT?“ – „ES geht.“ So hören sich manche Dialoge unter Nachbarn oder Bekannten an. Was soll das eigentlich heißen „es“ geht? Wer ist dieses ominöse „es“, das in meinem Leben so vor sich hin geht?

Auch im Französischen zum Beispiel gibt es die Redewendung

„ça va“ – es geht. Das Gehen scheint also sehr wichtig zu sein. Wenn nichts mehr geht, dann ist Holland in Not oder etwas am Dampfen...

Gehen zu können ist nach dem anfänglichen Krabbeln die naheliegendste Möglichkeit der Erdkrustenbewohnenden, sich selbstständig fortzubewegen, im besten Fall ohne Hilfsmittel. Es ist etwas, das ihnen von der Natur aus eingerichtet wurde, um ihre Reichweite zu erweitern.



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover



Pilger sind wir Menschen

VON GERHARD RUISCH

Ein Tourist darf in einem Kloster bei Kartäusermönchen übernachten. Er ist sehr erstaunt über die spartanische Einrichtung ihrer Zellen und fragt die Mönche: „Wo habt ihr eure Möbel?“ Schlagfertig fragen die Mönche zurück: „Ja, wo haben Sie denn Ihre?“ „Meine?“ erwidert darauf der Tourist verblüfft. „Ich bin ja nur auf der Durchreise hier!“ „Eben“, warfen da die Mönche ein, „das sind wir auch.“

ES GIBT HEUTZUTAGE PHÄNOMENE, DIE GAB ES noch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit. Eines davon ist, dass gar nicht so wenige Menschen zu „Messies“ werden, also zu Menschen, die Mühe haben, sich von Besitz zu trennen. Die Folge davon ist, dass sie schnell den Überblick verlieren und Schwierigkeiten haben, bei der Überfülle, die sich anhäuft, Ordnung zu halten. Sie ertrinken geradezu in ihrem Besitz – und das ist eine schlimme Not, denn sie leiden sehr darunter. Sie möchten es anders haben, sie möchten wieder Menschen in ihre Wohnung einladen können, sie möchten sich in ihren vier Wänden wieder wohl fühlen können. Die meisten schaffen es nicht, ohne professionelle Hilfe aus diesem Elend herauszufinden.

Früher gab es keine Messies, einfach weil Menschen in den zehn Dingen, die sie besaßen, leicht Ordnung halten konnten. Wer nichts hat, kann nicht zum Messie werden. Heute hingegen ist es sehr leicht, viel anzuhäufen, mehr als man überblicken kann, selbst wenn man nicht direkt zum Messie wird. Eine ganze Werbeindustrie redet uns ständig ein, dass wir dies und jenes unbedingt noch haben müssen, um glücklich zu werden. Und die lieben Mitmenschen bringen uns oft genug mit abschätzigen Blicken (die wir uns vielleicht manchmal auch nur einbilden) dazu, dass wir selbst meinen, nein, mit diesen Kleidern könne man nun wirklich nicht mehr herumlaufen und so ein altes Auto nicht mehr fahren. Also wird Neues gekauft – wohl denjenigen, die konsequent genug sind, dann das Alte auch zu entsorgen anstatt zu denken, man könne es vielleicht noch brauchen.

Ich gehöre selbst zu den Menschen, denen Wegwerfen nicht leicht fällt – leider. Um so besser kenne ich dann das Gefühl der Befreiung, das kommt, wenn es gelingt. Wie gut tut es, einmal richtig viel zu verschenken oder zum Müll zu geben und die Leere und Ordnung zu genießen, die dadurch entsteht! Ich bewundere die Mönche aus der Geschichte am Anfang und alle, denen es gelingt, so zu leben. Es hat eine Faszination für mich, auch wenn ich weit davon entfernt bin.

Vielleicht hilft ja eine neue Idee in unserer Gemeinde: uBay. Denn eBay ist manchen zu aufwendig, mir gewöhnlich auch. Und so bleibe ich sitzen auf den Dingen, die ich gut hergeben könnte und die zu schade zum Wegwerfen sind. uBay, St.-Ursula-Bay, ist einfacher: Wer Sachen übrig hat, kann sie am Schwarzen Brett im Gemeinderaum anbieten (aber sie um Himmels willen nicht dorthin bringen!). Wer sie brauchen kann, kann sich melden. Und ein Teil des Erlöses soll an die Gemeinde gehen, falls etwas bezahlt wird. Ich bin gespannt, ob das klappen wird, aber ich kann es mir gut vorstellen.

Denn es ist wirklich gut, wenn uns bewusst wird, dass wir Pilger sind, dass wir in diesem kurzen Leben nur auf der Durchreise sind und dass zu viele Dinge uns nur belasten und den Freiraum unserer Seele einschränken. Ich bin bestimmt nicht der, der allen Besitz madig machen möchte. Es tut auch gut, sich an Schönerem zu freuen, Dinge zu besitzen, die einfach taugen und Arbeit leichter machen oder schön anzuschauen sind. Selbst auf der Reise tut es ja gut, eine Zahnbürste, ein gutes Buch und Wechselkleidung dabei zu haben. Aber zu viel verhindert, dass wir uns an den einzelnen Dingen noch freuen und sie schätzen.

Der Intensivkurs: Pilgern

Ich freue mich, dass ich in zwei Tagen zu einem Intensivkurs aufbrechen darf. Mit den fünf Firmanden unserer Gemeinde, mit meiner Frau und Pfarramtsanwärter Thilo Corzilius werde ich eine Woche lang pilgern, von Döggingen im Schwarzwald nach Konstanz am Bodensee. Im Vergleich zu dem, was Jesus im Markusevangelium



Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg

Foto: Johanna Schilling



Foto: Johanna Schilling

seinen Jüngern empfiehlt („Nehmt nichts mit außer einem Wanderstab! Ihr sollt kein Essen, keine Tasche und kein Geld bei euch haben. Nur Sandalen dürft ihr tragen, aber kein zweites Hemd mitnehmen“ – Mk 6,8f.) ist die Liste mit dem, was wir alles nicht vergessen dürfen, geradezu lächerlich lang: „...Guter Rucksack – Schlafsack – Isomatte – Waschzeug (Zahnbürste, Pasta, Kamm, Shampoo) – Handtuch u. Waschlappen – Trinkflasche (Plastik, mindestens 1 L) – Taschenmesser, Besteck – Plastikteller, Tasse – Pflaster/Blasenpflaster – Sonnenmilch“ und noch sehr viel mehr. Und dennoch, obwohl wir rettungslos verweicht sind im Vergleich zu den Jüngern Jesu damals, erfahre ich beim Pilgern immer wie in einem Brennglas, worum es geht: mit nicht mehr auskommen, als was man tragen kann, vertrauen, dass uns das Nötige geschenkt wird, dass

Menschen uns willkommen heißen werden, und die vielen kleinen Dinge am Weg wahrnehmen, die schön sind und an denen wir uns freuen können.

Ich gebe zu, es ist nicht einfach, diese Erfahrungen dann auch in den Alltag mitzunehmen und sie dort fruchtbar werden zu lassen. Das über Jahre Eingespielte hat doch ein starkes Beharrungsvermögen. Aber ich hoffe, dass es uns doch verändert, wenn wir uns immer wieder einmal bewusst machen, dass wir Pilger sind. Nicht nur eine Woche lang im Sommer, sondern unser ganzes Leben lang.

In der Geschichte vom Auszug aus Ägypten wird erzählt, dass das Volk Israel das Manna nicht horten durfte (Exodus 16,4). Wenn jemand Vorrat für zwei Tage sammelte, stank es am zweiten Tag fürchterlich. Sie sollten vertrauen, dass Gott ihnen jeden Tag neu geben wird, was sie brauchen. Gut, für sesshafte Menschen ist es vielleicht auch legitim, Obst einzukochen und eine Altersvorsorge zu treffen. Aber als Grundsatz gilt es noch immer: Für Pilger sorgt Gott. Oder wie Jesus es ausdrückt: „Zerbrecht euch also nicht mehr den Kopf mit Fragen wie: ‚Werden wir genug zu essen haben? Und was werden wir trinken? Was sollen wir anziehen?‘ Mit solchen Dingen beschäftigen sich nur Menschen, die Gott nicht kennen. Euer Vater im Himmel weiß doch genau, dass ihr dies alles braucht. Sorgt euch vor allem um Gottes neue Welt, und lebt nach Gottes Willen! Dann wird er euch mit allem anderen versorgen“ (Matthäus 5,31-33).

Ein Bericht über den Pilgerweg, der inzwischen stattgefunden hat, findet sich auf S. 20. ■

Unterwegs zu dir

VON JUTTA RESPONDEK

WO WIR AUCH STEHEN
wo wir auch gehen
sind wir unterwegs zu Dir

ob wir jung sind oder alt
gesund oder krank
voll Vertrauen oder mutlos
ob wir wachen oder ob wir schlafen
ob wir lachen oder weinen
bei Tag und bei Nacht
jeden Tag, jede Stunde
sind wir unterwegs zu Dir

in Freuden und Sorgen
in Gesundheit und Leiden
in Trauer und Schmerz
in Hoffnung und Zuversicht
in Ängsten und Nöten
in der Mühsal und Eintönigkeit des Alltags
jeden Augenblick unseres Lebens
sind wir unterwegs zu Dir

mit unseren Träumen und Ideen
mit unseren Stärken und Fähigkeiten
mit unseren Schwächen und Fehlern
mit unseren Fragen und Zweifeln
mit Erfolgen und mit Enttäuschungen
mit Hochmut und mit Gleichgültigkeit
mit ruhelosem Herzen und voller Sehnsucht
sind wir unterwegs zu Dir

hungernd nach Leben
oder zagend und fragend
lebensfroh und voller Tatendrang
oder müde und ausgebrannt
auf der steten Suche nach Sinn und Ziel
oder gedankenlos dahinlebend
im Räderwerk unserer Zwänge und Pflichten
sind wir unterwegs zu Dir

auf unserem Weg durch die Zeit
auf alten bewährten Pfaden
auf neuen unbekanntem Wegen
auf Umwegen und Irrwegen
auf unserem letzten Weg
im Angesicht des Todes
vom ersten bis zum letzten Schritt
sind wir unterwegs zu Dir

als Gäste auf Erden
als Deine Kinder
im Schatten Deiner Flügel
belebt durch den Hauch Deines Geistes
umgeben von Deiner Liebe
geleitet von Deinen Engeln
zusammen mit all Deinen Heiligen
unter Deinem Schutz und Segen
sind wir
in allen Wirrnissen des Lebens
unterwegs zu Dir ■



Jutta Respondek
ist Mitglied der
Gemeinde Bonn

Gesichter eines Tages – Bewegtes Leben

VON CLAUDIA RENKEWITZ

ICH RENNE. ICH RENNE, SO SCHNELL ICH KANN. ICH habe mich etwas verspätet, wie so oft. Ich lebe ein Leben voller Verpflichtungen, immer wieder Unvorhergesehenem, Unvorhersehbarem. Ich lebe ein Leben, bis an den Rand gefüllt mit Tätigsein, ein Leben, das ich mir so nicht ausgesucht hätte, aber so ist es nun. Zeit für körperliche Bewegung, Zeit für Muße bleibt nur selten.

Ich renne, und ich merke, dass ich es nicht mehr gewöhnt bin. Schon bricht mir der Schweiß aus, und mein Herz klopft wild. Aber ich schaffe es, ich erreiche sie noch, meine Straßenbahn, so gerade eben noch schlüpfte ich durch die Tür.

Ich lebe in einem Stadtteil, der in West und Ost geschieden ist. Pi mal Daumen wohnen im Westen die wohlhabenderen Deutschen, im Osten die kleinen Leute mit kleinem Geldbeutel und viele, viele Ausländer.

Meine Straßenbahn fährt mich durch die Stadt, von West nach Ost

In der letzten Zeit höre ich hier Sprachen, die wirklich „Fremdsprachen“ sind. Ich sehe viele Frauen mit Kopftuch, und neuerdings auch solche, die sich stärker verschleiern. Ich sehe Kleidung, wie ich sie nie zu Gesicht bekommen habe, und die ich keinem mir bekannten Land und Volk dieser Erde zuordnen könnte. Ich sehe viele Afrikaner. „Man sieht es jetzt im Stadtbild“, sagte eine Freundin neu-lich. Ja, man sieht sie, die Flüchtlinge, die lange unterwegs waren und immer noch nicht zu Hause sind.

Aus so vielen Ländern sind sie gekommen, und jeden Monat werden es mehr. Wer kein Geld hat, geht zu Fuß, wenn er die Fahrt über das Mittelmeer überlebt hat. Wer kein Geld hat, läuft, Hunderte und Tausende von Kilometern in die gelobten Länder. Es sind die Armen dieser Welt, die zu Fuß unterwegs sind.

Um ihr Leben sind sie gerannt, geflüchtet vor Hunger, Krieg, Terror und Elend. Sie liefen um ihr Leben und sind doch oft genug nur wieder dem Tod, der Angst, der Verzweiflung oder schließlich der quälenden, manchmal jahrelangen Ungewissheit in die Arme gerannt.

Flüchtlingsströme, wie die Welt sie nicht gesehen hat, gigantische Bewegungen, 60 Millionen Menschen weltweit. Hunderttausende auf der Wanderung Richtung Europa. Mehr als 200.000 kamen 2014 nach Deutschland. Für 2015 aber rechnet das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge mit einem Anstieg auf 450.000 Menschen, die in Deutschland Asyl beantragen.

Millionen andere warten nur auf ihre Chance, und wenn sie eine Chance sehen, werden sie sich auf den Weg machen in der Hoffnung auf ein besseres Leben, auch wenn so viele diese Hoffnung schon mit dem Tod bezahlt haben. Wie verzweifelt muss man dafür sein?

Der Weg ist das Ziel? Für diese Menschen nicht.

Willkommen?

Eine Welle von Hilfsbereitschaft geht durch unsere Stadt und durch das ganze Land. Meine Stadt hält sich viel zugute auf ihre ausgeprägte Willkommenskultur, aber manchmal frage ich mich, ob das Willkommen möglicherweise nur so lange Bestand hat, wie die Flüchtlinge unser Leben nicht groß verändern. Was bedeutet es, wenn die Flüchtlingsströme immer weiter anschwellen? Wer sagt dann weiter „Willkommen“, wer nicht?

Dann zum Beispiel, wenn in der Stadt für Flüchtlinge neue Wohnungen gebaut werden, weniger betuchte Einheimische aber, die seit Jahren auf der Suche nach bezahlbarem Wohnraum sind, dadurch noch weniger Chancen auf dem Wohnungsmarkt haben als bisher schon? Länder und Kommunen jedenfalls stoßen im Zusammenhang mit der Unterbringung von immer mehr Flüchtlingen derzeit an ihre Grenzen. Die Präsidentin des Baden-Württembergischen Städtetages, Barbara Bosch, wird deutlich, wenn

Claudia Renkewitz ist regelmäßiger Gast in der Gemeinde Freiburg



sie sagt: „Ich mache mir Sorgen um den gesellschaftlichen Frieden“. Solche Töne sind neu.

Es kommen Menschen aus Ländern und Gesellschaften mit anderen Wertesystemen, aus Ländern beispielsweise, in denen ein uns mittlerweile sehr fremdes, stark patriarchales Verständnis der Rollen von Mann und Frau herrscht, das in uns ein beträchtliches Unbehagen auszulösen vermag.

Oder das Verhältnis zur Homosexualität. Mehr als 70 Länder weltweit verfolgen Homosexuelle mit dem Strafrecht, neun Länder gar mit der Todesstrafe, so die Menschenrechtsorganisation Ilga. Wie sind die Flüchtlinge in unserem Land, die aus solchen Ländern stammen, eingestellt? Können aus all dem größere Konflikte erwachsen?

Was schließlich ist mit solchen wie denen, die bei der Überfahrt nach Europa auf offener See „aus Wut über deren Glauben“ die Christen ins Meer warfen wie Müll, dessen man sich entledigt? Manchmal weiß ich nicht, ob

Foto: Walter Ruetsch, Straßenbahn in Freiburg



das alles nicht doch etwas schwieriger ist, als wir es gerne hätten.

Jedenfalls kann es Angst machen, und die Angst löst im schlechtesten Falle eine unschöne Art neuer Bewegungen aus. Wir dachten doch, es würde das nie wieder geben. Wir dachten doch, das wäre vorbei. Nun aber sehen wir, wie die Brandsätze fliegen, und wir hören: „...raus...raus“, und das nicht nur im Osten des Landes, oh nein.

Bewegung ist eben nicht per se etwas Gutes. Es kommt schon auf die Richtung an.

Den Kopf frei bekommen

Stadtmitte. Ganz andere Menschen steigen hier in die Straßenbahn.

Sie fahren in den schönen und teuren, für Durchschnittsverdiener und Durchschnittsfamilien nicht mehr

bezahlbaren Osten der Stadt, in eine andere Welt, in der man im Alltagsleben mit Flüchtlingen nur sehr wenig in Berührung kommt.

Endstation. Ich wechsele in den Zug, ich fahre hinauf auf die Berge.

Ich bin manchmal gerne allein unterwegs. Ich kenne stille Wege. Ich gehe, bin in ruhiger, steter Bewegung, mitten in der Schönheit der Natur, die mein Herz berührt. Wandern, das ist für mich eine meditative Weise, ganz bei mir und in der Welt zu sein, jedoch außerhalb aller Unruhe und hektischen Geschäftigkeit. Meine Seele ist befriedet, mein Kopf wird frei. Und wenn es Momente in meinem Leben gibt, in denen innerer Raum für die Bereitschaft entsteht, mich auf Unbekanntes einzulassen, auf neuen Wegen zu gehen, dann sind es diese: in Bewegung und Stille, mit freiem Geist und nah am Himmel, ganz nah. ■



Freiheits Traum

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

DU GEHST AM UFER
stromaufwärts zur Quelle
Der Pfad des Lebens
oft unwegsam
Und doch geht es weiter
immer weiter
ohne Wiederkehr

Lässt alles zurück
mit dem Fluss hinter dir
gehst über Wiesen
an Weiden vorbei
Immer weiter
zieht es dich
ohne Wiederkehr

Siehst Vögel ziehen
Hunde spielen
Bauern die Äcker pflügen
während du wanderst
frei und leicht
im Wissen:
Ohne Wiederkehr

Winkst zwei Schwänen
im Rapunzelfeld zu
die sich erheben
und mit weißen Flügeln
die Lüfte teilen
kraftvoll ringend mit der Schwere
ohne Wiederkehr

Du singst dein Lied
zu dem du geboren bist
traust auf die milde Hand
deren Gaben dich nähren
für dein Lied, das dir die Freiheit gibt
zu reisen
ohne Wiederkehr

Oh Muttergott
gib mir ein freies Herz
gib mir ein Lied
gib mir Schwanenflügel
leicht, den Engeln gleich
zu dir zurück zu kommen
ohne Wiederkehr.

*Aus: „Das Tor zum Herzen“,
Lyrik und Bilder, Selbstverlag* ■



Alt-Katholische Psychomotorik

oder: Kirche wächst an der Bewegung

VON BERNHARD SCHOLTEN

EIN KLINGELSCHILD IN DER Blumgasse 3 in Landau: „Kath. Pfarramt der Alt-Katholiken“ und „Verein für Bewegungsförderung – Psychomotorik e.V.“. Einträchtig teilt sich die Landauer alt-katholische Kirchengemeinde Klingel, Briefkasten und Räumlichkeiten mit dem Verein zur Bewegungsförderung und Psychomotorik. Vordergrundig geht es bei dieser – auf den ersten Blick – ungewöhnlichen Partnerschaft um Geld; der Verein nutzt die Räumlichkeiten der Gemeinde als Büroräume, für Elternabende und Teambesprechungen. Mit der Miete kann die Kirchengemeinde diese Räumlichkeiten unterhalten. Sie sind für das Gemeindeleben dieser kleinen Gemeinde wichtig; denn sie liegen in unmittelbarer Nachbarschaft der Katharinenkapelle. Diese Kapelle, in städtischem Eigentum, erhielten die Landauer Alt-Katholiken durch einen Beschluss des Stadtrates im Jahr 1871 für eine geringe Miete zur Nutzung zugewiesen. Seitdem ist die Katharinenkapelle die spirituelle Heimat der kleinen Gemeinde. Doch die Gemeinderäume, direkt auf der anderen Straßenseite, sind der Treffpunkt der Gemeinde. Nach den Gottesdiensten gibt es hier das Sonntagsfrühstück; im

Winter, wenn es in der Kapelle bitter kalt ist, feiert die Gemeinde hier ihren Gottesdienst. Diese Räumlichkeiten sind der Ort, in dem die Landauer Gemeinde sichtbar und für Außenstehende erfahrbar wird.

Doch die Räumlichkeiten mitten in Herzen von Landau sind teuer. Alleine kann die Gemeinde den Unterhalt für die Räumlichkeiten nicht finanzieren. So ist der Verein zur Bewegungsförderung und Psychomotorik e.V. ein hilfreicher Mieter. Die erste Vorsitzende, Karin Reth-Scholten, ist schon lange Mitglied in der Gemeinde und hat die Interessen beider im Blick. Der Verein, 1985 in Landau gegründet und mit zwei Kindergruppen gestartet, bewegt heute mehr als 250 Kinder in der Woche in der ganzen Südpfalz.

Grund für die Vereinsgründung war die Erfahrung von Eltern, dass ihre Kinder, die ungeschickt und tollpatschig sind, die nicht so gut hüpfen und springen können wie andere Kinder, die drei Meter vor dem Tor stehend dennoch den Ball am Tor vorbeischießen, wenig Chancen in einem normalen Sportverein haben. Weiter zeigen sie häufig in der Folge der Bewegungsprobleme Lernschwierigkeiten und aufgrund

der vielen Frustrationen auch Verhaltensauffälligkeiten. Doch viele dieser Kinder wollen sich bewegen, aber sie trauen sich nicht mehr, denn sie haben in ihrem Kinderleben zu viele Niederlagen erfahren. Doch gerade ihnen tut Bewegung gut.

Über gut angeleitete Bewegungsspiele und motivierend gestaltete Bewegungslandschaften oder auch Möglichkeiten, die Turnhalle als Bewegungsbaustelle selbst zu gestalten, lernen sie ihren Körper besser kennen und dann auch schrittweise ihn zu beherrschen. In der Bewegung erfassen sie Räumlichkeiten körperlich (oben – unten – rechts – links), sie begreifen, dass und wie sich runde Dinge anders als eckige bewegen. Sie erfahren, dass sie selbst auch etwas bewegen können, und dabei entwickeln sie ihre eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten. Sie lernen, auf sich selbst und auf andere zu achten, wenn sie sich bewegen. Ihr soziales Verhalten entwickelt sich in und durch die Bewegung. Und allmählich stärkt die Bewegung ihr Selbstbild und ihr Selbstbewusstsein. Bewegung, so das Fazit des Vereins, schult die Wahrnehmung, hilft physikalische Zusammenhänge zu verstehen, trainiert den Körper und die Gesundheit und bildet Fertigkeiten der Grob- und Feinmotorik aus. Bewegung fördert die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und stärkt ihre Widerstandskraft. Fachleute fassen diese Zusammenhänge von Bewegung und Seele in dem Begriff „Psychomotorik“ zusammen.

Der Verein zur Bewegungsförderung und Psychomotorik beseelt Kinder, weil diese die Lust und Freude an der Bewegung wieder entdecken, und er beseelt die Landauer Gemeinde, weil er zum einen ganz profan hilft, die knappe enge finanzielle Decke zu strecken, aber er inspiriert mit seinen Bewegungsideen auch die Gemeinde. Und schließlich gibt es immer wieder Eltern, die am Ende eines Elternabends wissen wollen, was das denn für eine „Sekte“ sei – diese Alt-Katholiken.

Weitere Informationen zum Verein finden sich unter www.bewegungsfoerderung.de. ■



Dr. Ulf Karwielies
ist Facharzt für
Psychiatrie und
Psychotherapie
und Mitglied
der Gemeinde
Münster

Gastfreundschaft für die Menschwerdung

VON ULF KARWELIES

WAS ZEICHNET ALT-KATHOLISCHE Spiritualität aus? Gibt es ein besonderes alt-katholisches Charisma?

Unter dem Titel „Alt-katholisch Sein als Lebenskunst“ fanden in der Benediktiner-Abtei St. Willibrord in Doetinchem in den Niederlanden vom 3. bis 7. Juli die diesjährigen Tage der Einkehr zur alt-katholischen Spiritualität statt. Geleitet und gestaltet wurden die Tage in sehr organischer und liebevoller Weise von Erzbischof Joris Vercammen, Elke Weissenbach und Peter Klein. Elf Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden

verbrachten die Einkehrtage geprägt von gemeinsamer Meditation, Impulsreferaten, Austausch und dem benediktinischen Stundengebet der Mönche.

Die Benediktiner-Abtei St. Willibrord, eingebettet in eine Landschaft aus Nutzwiesen und Buchenwäldern, erwies sich dabei in mehrfacher Hinsicht als ein besonderer und mit der Thematik verbundener Ort. Die Klosterkirche wurde als Zeichen der Versöhnung um 1950 aus den Klinkersteinen der symbolträchtigen Brücke von Arnheim erbaut. Die Architektur lehnt sich an romanische Vorbilder an, behält aber deutlich den Bezug

zur zeitgenössischen Bauweise. Die gregorianischen Stundengebete mit den römisch-katholischen Benediktinern waren darüber hinaus gelebte Gastfreundschaft in der Liturgie. So vereint der Ort Elemente, die in der Reflexion während der Einkehrtage als wesentlich alt-katholisch entdeckt wurden: Wurzeln in der alten Kirche des ersten Jahrtausends und dem westlich-lateinischen Ritus, Gastfreundschaft, gelebte Gemeinschaft sowie Offenheit und Verantwortung für die Fragen der Zeit.

Neben dem Ort waren die gemeinsamen, von Peter Klein angeleiteten Meditationen eine weitere Schicht, die ebenfalls in einem tiefen Bezug zur Thematik stand. Vor aller Reflexion und Aktion führt die Meditation in eine Grundhaltung, die davon geprägt ist, dass ich ganz bei mir und zugleich offen für Gott und das Leben um mich bin. Bewusst das Dasein in der Gegenwart in einer inneren Haltung von Offenheit, Wachheit und Interesse einzuüben, ist vornehme Aufgabe der Meditation. Und so kann „die Gegenwart zum Vorzimmer Gottes“ werden.

Alt-katholische Spiritualität?

Auf dieser Grundlage führte Erzbischof Joris Vercammen in die Thematik des Wochenendes ein. Er definierte Spiritualität als Lebensweisheit und als Gestaltung des Glaubens, die stets auf mehreren Ebenen verwirklicht werden möchte: auf individueller Ebene, auf Ebene der Ortsgemeinde und in der Gesellschaft. So wie das Leben selbst ist Spiritualität kein starres Prinzip, sondern Teilhabe an der Schöpfung Gottes und andauernde Neu-Schöpfung. Spiritualität ist Transformation, Veränderung im Innersten, initiiert oftmals durch eine Erfahrung der Krise. Krisen als Entscheidungs- und Wendepunkte stellen Gewohntes in Frage und verlangen nach Antwort und Ver-Antwortung.

Gibt es eine besondere alt-katholische Spiritualität? Diese Frage stellte sich in der Beschäftigung mit der Geschichte der alt-katholischen Bewegung, aber auch in der Reflexion des je eigenen Weges in die alt-katholische Kirche. Ein Alleinstellungsmerkmal alt-katholischer Spiritualität gibt es

wohl nicht. Wie allen Kirchen ist auch den alt-katholischen Kirchen der Dreiklang Martyria, Liturgia und Diakonia anvertraut. Dennoch gibt es besondere Gaben, die den einzelnen Kirchentraditionen mitgegeben sind – den reformatorischen Kirchen die besondere Wertschätzung der heiligen Schrift, den orthodoxen Kirchen die der Liturgie und der römisch-katholischen Kirche die der Eucharistie.

Hier zeigt sich der Unterschied zwischen Charisma und Alleinstellungsmerkmal. Liturgie, Schrift und Eucharistie gehören allen Kirchen, dennoch gibt es Akzente. Welches Charisma ist in besonderer Weise den alt-katholischen Kirchen anvertraut? Der Alt-Katholikenkongress in Utrecht 2014 versuchte, in den drei Begriffen „Aufgeschlossenheit – Verbundenheit – Teilhabe“ besondere alt-katholische Gaben zu erfassen. Unterschiedliche innerkirchliche Befragungen ergaben zudem fünf zentrale Bereiche für die alt-katholische Spiritualität: „Freiheit des Denkens“, „Sehnsucht nach Erfahrung der Anwesenheit Gottes“, „Liturgie als praktische Mystik“, „Gemeinschaft“ und „Aufgeschlossenheit für die Welt von heute“.

Gastfreundschaft für die Menschwerdung Gottes

Erzbischof Joris Vercammen fasste unter Berücksichtigung dieser Vorüberlegungen das alt-katholische Charisma in dem Begriff der *Gastfreundschaft* zusammen. Gastfreundschaft setzt Offenheit und Anteilnahme voraus, aber auch einen bewusst gestalteten Ort. Dabei richtet sich Gastfreundschaft in allen Nuancen auf die Begegnung mit dem anderen Menschen, der Welt und auf die Begegnung mit Gott. In einem tiefen geistlichen Sinn ist es eine Haltung der *Gastfreundschaft für die Menschwerdung Gottes in der Welt und für die Menschwerdung des Menschen*.

Was bedeutet dies? In Christus begegnet uns das menschliche Antlitz Gottes, Gott entäußert sich (vgl. Phil 2,5-11), wird Mensch und verbindet sich in Kreuz und Auferstehung in unüberbietbarer Weise mit seiner Schöpfung. Dieser kenotische Prozess ist aber nicht nur historisches Geschehen, sondern eine allgegenwärtige

Wirklichkeit. So ist Kirche zu allen Zeiten aufgerufen, ein besonderer Ort der immerwährenden Menschwerdung Gottes zu sein. Das Charisma der Gastfreundschaft bedeutet somit, Gemeinschaft und Liturgie innerlich zu öffnen, Raum frei zu halten für die Menschwerdung und Gegenwart Gottes. Gelebte Gemeinschaft und Diakonie in der Ortsgemeinde sind nicht Selbstzweck, sondern haben eine tiefe spirituelle Dimension. Und auch die Liturgie erschöpft sich nicht in der Orientierung am Geschmack der Teilnehmenden oder am Zeitgeist, sondern benötigt immer ein Unverfügbares, zuletzt Fremdes, eine innere Öffnung für mystisches Geschehen. Liturgie ist Ausdruck der feiernden Gemeinde vor Gott (und nicht Ausdruck der Originalität des Pfarrers). Gerade weil sie Gemeinschaftsgut ist, ist sie standardisiert und muss gelernt und vermittelt werden.

In ganz besonderer Weise drückt sich dies in der Eucharistie aus, hier wird die Menschwerdung Gottes leibhaftig gefeiert. So ist Eucharistie mehr als eine Feier der Gemeinschaft, sie ist Einbruch der Wirklichkeit Gottes, die die Welt verändert. Das Charisma der Gastfreundschaft für die Menschwerdung Gottes verlangt in Rückgriff auf die im eigentlichen Wortsinn katholische, altkirchliche Tradition eine innere Offenheit für die Wirklichkeit Gottes.

Gastfreundschaft für die Menschwerdung des Menschen

Was bedeutet der zweite Teil des Satzes – die Menschwerdung des Menschen? Die Verletzlichkeit des menschengewordenen Gottes, die am Kreuz und auch nach seiner Auferstehung in den Stigmata Ausdruck findet, verbindet uns untereinander und mit Christus. Ort zu sein für die Menschwerdung des Menschen bedeutet, sich einzuüben in den Blick, mit dem wir einander so sehen, wie jeder und jede von Gott gemeint ist. Dem wahren Sein des einzelnen Menschen zur Entfaltung zu verhelfen, wäre Gastfreundschaft für die Menschwerdung des Menschen. Es ist ausdrücklich keine Säkularisierung der christlichen Wahrheit im Sinne eines Anthropozentrismus gemeint. Und so löst sich auch der scheinbare

Widerspruch zur orthodoxen *Theosis* auf, wo es heißt: „Gott wird Mensch, damit der Mensch Gott wird“. Ebenso wenig wie hier die Menschlichkeit überwunden werden soll, soll dort die Göttlichkeit verweltlicht werden. Im Tiefsten meinen beide Aussagen das Gleiche: Die Menschwerdung Gottes verändert alles und verwandelt den Menschen in sein wahres, von Gott gemeintes Sein.

Ein alt-katholisches Charisma?

Gastfreundschaft für die Menschwerdung Gottes und die Menschwerdung des Menschen – könnte dies alt-katholisches Charisma sein? Aus der kollektiven Erfahrung der alt-katholischen Kirchen, aber auch aus der persönlichen Erfahrung vieler alt-katholischer Christen lässt sich ableiten, dass das Leben Fragen aufwirft und in Krisen führt, die eine radikale Offenheit und Haltung des Empfangens verlangen, um sich fruchtbar auf den spirituellen Prozess der Transformation, der Neu-Schöpfung einzulassen. Dieser Prozess findet aber nicht im leeren Raum, sondern in innerer Verbundenheit mit der Tradition und einer gewachsenen Gestalt statt. Es gilt, die Anfragen der Wirklichkeit in Dialog mit den Wurzeln zu bringen.

So sind nach Erzbischof Joris Vercammen die Kirchen der Utrechter Union keine liberalen Kirchen, in denen alles möglich ist. Das Charisma der Gastfreundschaft setzt metaphorisch gesprochen einen bewusst gestalteten Raum voraus, in den ich einladen kann. Gastfreundschaft in einer gänzlich leeren Halle ist unwirtlich und letztlich sinnentleert. Der gestaltete Raum stellt aber die Frage, welches Inventar verrückbar und vielleicht auch entbehrlich ist und welches unaufgebbar.

Die Frage nach diesem konkreten „Mobiliar“ und den unmittelbar praktischen Konsequenzen, die sich aus dem Charisma der Gastfreundschaft für den Einzelnen und die Kirche ergibt, könnte vielleicht Inhalt einer nächsten Einkehrtagung sein. Eine Neuauflage und Fortführung wäre auf jeden Fall sehr wünschenswert! ■



Bernd Fertig
ist Mitglied
der Gemeinde
Karlsruhe

Medizin und Kirche

Ein nicht immer einfaches Verhältnis
VON BERND FERTIG

ICH ARBEITE SEIT FAST 40 Jahren in der Notfallmedizin und im Rettungswesen. Im Rettungsdienst versorgen und begleiten wir Menschen, die sich in Lebensgefahr befinden oder Angst um ihr Leben und ihre Gesundheit haben. Der Rettungsdienst ist Teil der Medizin, also einer Wissenschaft, die den Anspruch an sich selbst stellt, Leben zu retten.

Die Medizin wird leider immer noch von hierarchischen Strukturen geprägt. Ein unter Medizinern bekannter Witz beschreibt das Problem auf humorvolle Weise. „Was ist der Unterschied zwischen Gott und einem Chirurgen?“ – „Gott weiß, dass er kein Chirurg ist!“

Die Kunden in der Medizin sind die Patienten. Das Wort *Patient* entstammt dem Lateinischen und bedeutet übersetzt sinngemäß, „der Leidende“. Krankheit und Tod gehören zu unserem Leben: Sie sind eine in der Natur des Menschen grundlegende Gegebenheit. Eine schwere Erkrankung konfrontiert die Betroffenen mit der Frage des Warum.

Die leidenden Patienten vertrauen der Kunst der Ärzte auch aus der Hoffnung heraus, dass sie alleine gesund machen, das Leben verlängern und gar den Tod besiegen können. Die ärztliche Kunst vermag Krankheiten zu heilen und der medizinische Fortschritt vermag in der Tat das Leben zu verlängern.

Wiederbelebung

Eine heute spektakuläre Möglichkeit hierzu ist die Reanimation, also Wiederbelebung. Immer wieder können wir in der Boulevardpresse von sensationellen Wiederbelebungen lesen, davon, dass ein Toter nach Stunden durch seine Retter zum Leben zurückgeführt werden konnte. Solche Berichte heben zwar das Ansehen unseres Berufsstandes, sind aber leider so nicht richtig.

Ein Mensch, der einen Kreislaufstillstand erleidet, kann im Regelfall nur innerhalb von 3 bis 5 Minuten durch Reanimationsmaßnahmen, also Herzmassage, Intubation, Beatmung, Medikamente und Elektrotherapie, wiederbelebt werden. Jenseits dieses Zeitfensters verstirbt der Mensch. Kein Rettungsspezialist dieser Welt kann einen toten Menschen aus eigener Kraft ins Leben zurückführen.

Berichte über erfolgreiche Wiederbelebungen Klinisch Toter sind sehr alt. Im 2. Buch der Könige im Alten Testament (etwa 700 v. Chr.) heißt es: „Als Elischa in das Haus

kam, lag das Kind tot auf seinem Bett. Er ging in das Gemach, schloss die Tür hinter sich und dem Kind und betete zum Herrn. Dann trat er an das Bett und warf sich über das Kind; er legte seinen Mund auf dessen Mund, seine Augen auf dessen Augen, seine Hände auf dessen Hände. Als er sich so über das Kind hinstreckte, kam Wärme in dessen Leib.“

Totenerweckungen sind im Neuen Testament seltener. Bei der Erweckung des Lazarus muss der Beschreibung im Johannesevangelium nach davon ausgegangen werden, dass dieser bereits gestorben war. Jesus kehrte erst zwei Tage, nachdem ihm die Nachricht vom Ableben seines Freundes Lazarus überbracht wurde, zurück um ihn aufzufordern, das Grab zu verlassen. Nach Johannes diente diese Erweckung vom Tode der Verherrlichung Gottes und ist als ein Wunder geschildert, ebenso wie die Auferstehung Jesu am dritten Tag nach seinem irdischen Ableben, der Grundlage unseres christlichen Glaubens.

Medizin und Seelsorge

Nur Gott kann Wunder bewirken oder Menschen mit und durch die Kraft Gottes. Auch wenn wir den Halbgöttern in Weiß vertrauen und uns ihnen anvertrauen, sie bleiben dennoch Halbgötter. Der Arzt kann Krankheiten heilen, Schmerzen lindern und manchmal sogar das Überleben sichern. Dennoch ist das ärztliche Handeln ein irdisches Handwerk. Für Menschen, die aber ernsthaft erkranken und vom Tod bedroht sind, kann die Medizin meist keine befriedigenden Antworten bieten. In der Tat ist es so, dass Menschen, die sich sogar zeitlebens als Atheisten oder Agnostiker bezeichnet haben, im Prozess einer schweren Erkrankung oder angesichts des bevorstehenden Todes häufig Fragen stellen, die kein Arzt oder Retter beantworten kann.

Der Priester ist Seelsorger, der sich um das Seelenheil bemüht. Arzt und Seelsorger haben also scheinbar unterschiedliche Aufgaben. Der eine kümmert sich um das körperliche Wohl, der andere um das seelische. Sicher sind wir uns aber einig, dass

körperliches und seelisches Wohlbe-
finden eins sein sollten. Der Wille
und starke Glaube gesund zu werden,
ist die Voraussetzung, um einen
ganzheitlichen Gesundungsprozess zu
fördern. Das Verstehen des eigenen
Lebenssinnes und das Loslassen ist der
erste Schritt zu einem erfüllten Leben
und einem friedvollen Sterben.

Medizin und Kirche müssen also
mehr zusammenarbeiten, um den
wahren Bedürfnissen der Menschen
gerecht zu werden. „Manchmal
retten, oft lindern, immer trösten“
gilt somit als der gemeinsame Auftrag
und die Verbindung der Aufgabe von
Ärzten und Seelsorgern für die ihnen
anvertrauten Menschen.

Diese Begleitung reicht über
alle konfessionellen und kulturellen
Grenzen hinaus. Solche professionelle

Begleitung hilft zu verstehen, spendet
Würde und Respekt, Hoffnung
und unterstützt auch dabei, Schuld
richtig einzuordnen, Versäumnisse
und Fehler im Leben als menschlich
anzunehmen. Vor allem aber kann
der Seelsorger eine Brücke zwischen
Gott und dem Menschen in seelischer
und körperlicher Not bauen und
das Loslassen und Abschiednehmen
unterstützen.

Ein Seelsorger steht in der Mitte
seines eigenen Lebens und kann so als
kompetenter Begleiter wahrgenom-
men werden. Dazu gehören Auf-
richtigkeit und das Anerkennen der
eigenen Grenzen und Möglichkeiten.
So fragte mich einmal ein Autofahrer,
der unter dem Einfluss von Alkohol
zwei Kinder getötet hatte, noch an der
Notfallstelle: „Werde ich mir jemals

diesen Fehler verzeihen und mit
dieser schweren Schuld weiterleben
können?“ Nach kurzem Überlegen
antwortete ich ihm, „Die Schuld zu
verstehen und damit Leben zu lernen,
erfordert viel Zeit. Schenken Sie sich
diese Zeit und lassen Sie sich dabei
unterstützen!“

Dies war und ist ein ernstes
Thema, das uns alle irgendwann
mehr oder weniger beschäftigen wird.
Deshalb gestatten Sie mir zum Schluss
noch eine etwas humorvolle Pers-
pektive anzubieten. Ein 10-jähriger
Junge fragt im Religionsunterricht
seinen Pfarrer: „Herr Pfarrer, werde
ich im Himmel einmal meine Lieben
wiedersehen?“

Antwort: „Ja, aber die anderen
auch!“ ■

Serie: Quellen unserer Identität, Teil 1

Auf Spurensuche durch die klassische und biblische Antike

VON GREGOR BAUER

Unmenschlich vernünftig: Griechische Dichter und Denker des 8. bis 5. Jahrhundert vor Christus

Wenn der Mensch anfängt selbst zu denken und das
Althergebrachte kritisch zu hinterfragen: Führt das zur
Überwindung von Krieg und Unterdrückung – oder wird
alles nur noch schlimmer? Die alten Griechen haben dazu
einiges zu sagen. Noch im 8. und 7. Jahrhundert vor Chris-
tus unreflektiert fromm, begannen sie ab dem 6. Jahrhun-
dert, ihre Götter in Zweifel zu ziehen. Im 5. Jahrhundert
schließlich machten Freidenker den Mensch zum Maß aller
Dinge. Ist er dadurch menschlicher geworden?

Phase 1: Unreflektierte Frömmigkeit (8. und 7. Jahrhundert v. Chr.)

Was waren doch die Götter und Göttinnen für
Prachtexemplare, bevor die Theologen sie an die Kandare
nahmen! Bei Homer (2. Hälfte 8. Jahrhundert v. Chr.)
lügen, verführen und morden sie noch nach Herzenslust.
Auch bei Hesiod (* vor 700 v. Chr.) dürfen sie sich noch
austoben. Nacht für Nacht zeugt der Himmelsgott mit der
Erdgöttin Kinder, darunter ziemlich gruselige, und sperrt
sie weg, bis ein besonders findiger Sprössling – Kronos
– ihn entmannt und die Weltherrschaft übernimmt, die
ihm wiederum von seinem Sohn Zeus geraubt wird. Zeus
regiert – nach einem gewaltigen Zweikampf mit dem
Höllendrachen Typhoeus – die Welt halbwegs anständig.

Offensichtlich glaubt Hesiod – anders als Homer –, dass es
in der Welt im Großen und Ganzen gerecht zugeht.

Phase 2: Erste Zweifel (ab dem 6. Jahrhundert v. Chr.)

Xenophanes (ca. 570–475) griff die homerischen
Götter frontal an. Im Ausland war dem wandernden
Sänger nicht entgangen, wie sehr die religiösen Vorstellun-
gen der Völker einander widersprachen. Das brachte ihn
ins Grübeln: Offenbar können wir Menschen gar nicht
anders, als unser Bild von den Göttern unserer Vorstel-
lungswelt zu entlehnen. Wie sollten wir da in der Lage sein,
die Götter zu erkennen, wie sie wirklich sind? Ernüchert
konstatierte er: „Nur Wahn ist allen beschieden.“

Unter Druck gerieten die Götter auch durch phy-
sikalische Weltversther: Bereits Thales (ca. 624–546)
hatte behauptet, dass alles aus nur einem einzigen Urstoff
bestehe. Anaximander (ca. 610–545) hatte hinter fernem
Donnergrollen keine wutschnaubenden Götter mehr
vermutet, sondern geplatzte Druckluftwolken. Leukipp
(5. Jh.) und Demokrit (ca. 460–ca. 370) entwickelten
schließlich die erste Atomtheorie: Alles – auch der Geist
– bestehe aus winzigen Teilchen, den Atomen, und leerem
Raum. All das war weniger atheistisch, als es scheinen mag:
Xenophanes bekannte sich zum Monotheismus; Thales
glaubte alles von Göttern erfüllt; Anaximander sah in der
Natur das religiöse Gesetz von Schuld und Sühne veran-
kert; Demokrit nahm die Götter gegen die Dummheit der
Menschen in Schutz.

Das Vertrauen in die Vernunft trieb sonderbare
Blüten. Parmenides (ca. 540–470) war durch vernünftige

Gregor Bauer
ist Mitglied
der Gemeinde
Wiesbaden



Überlegungen zu dem Schluss gekommen, dass sich nichts bewegt, nirgendwo. Dass die Sinne uns täglich das Gegenteil beweisen, ist egal: Wenn Vernunft und Sinne einander widersprechen, hat die Vernunft recht. Schon damals wurde Parmenides dafür ausgelacht. Doch könnten wir heute über das Verhältnis von Geist und Materie nicht einmal nachdenken ohne Pioniere wie ihn und später Anaxagoras (ca. 500–428), der Geist und Materie zu unterscheiden suchte.

Den Volksglauben an die vitalen Götter konnten solche Ideen nicht erschüttern. In Athen verfolgten die Menschen gebannt die Tragödien des frommen Aischylos (525–456), eines Eingeweihten in die Mysterien seiner Geburtsstadt Eleusis. Bei ihm begegnet bereits die Frage, die später den Glauben vieler Christen erodieren sollte: Wie kann es sein, dass die Götter – beziehungsweise später der eine Gott – Leid und Unrecht in der Welt zulassen? Trost scheint Aischylos in dem Gedanken gefunden zu haben, dass Leid eine Quelle tiefer Erkenntnis sei: „Die Göttin der Gerechtigkeit wägt nur dem Leidenden die Gabe des Lernens zu.“

Phase 3: Sind alle Werte relativ? (2. Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr.)

In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts dominierten Denker von anderem Schrot und Korn: die Sophisten. Sie ließen die Götter hinter sich. Protagoras (481–411) behauptete, niemand könne wissen, ob es die Götter gibt oder nicht: „Dafür ist die Angelegenheit zu dunkel und das Leben zu kurz.“ Solche Zweifel hatten auch einen Xenophanes schon angefallen. Aber erst bei den Sophisten wird daraus ein konsequenter Agnostizismus: Über die Götter können wir nichts wissen? Umso besser! Dann sind auch alle religiösen und moralischen Normen relativ. Das gibt uns die Freiheit, uns unsere Normen so zurechtzulegen, wie es für uns am vorteilhaftesten ist. Hören wir also auf, darüber zu spekulieren, was die Götter wollen. Setzen wir unsere geistigen Kapazitäten nützlicher ein: Erwerben wir die Fähigkeit, andere Menschen geschickt in unserem Sinne zu beeinflussen. So macht Erkenntnis Spaß und ermöglicht ein glückliches Leben – weshalb es auch statthaft ist, für ihre Vermittlung Geld zu verlangen.

Den Widerstand gegen diese Haltung hat Sophokles (497/-6–406/-5) in unsterbliche Verse gegossen. In seiner Tragödie „Antigone“ zeigt er: Es gibt sehr wohl Werte, die sich der sophistischen Relativierung verweigern. Zum Beispiel das Gebot, den Toten die letzte Ehre zu erweisen. Und sein „König Ödipus“ ist ein einziger wütender Aufschrei: Erkenntnis macht nicht glücklich! Denn sie ist machtlos gegen die abgründige Dimension der Schuld.

In der Gunst des Athener Theaterpublikums lief dem Sophokles ein Dichter den Rang ab, der stark von sophistischem Denken beeinflusst war: Euripides (480 od. 495/-4–406). „Wozu rufe ich die Götter um Hilfe? Sie hören ja doch nicht“, so klingen seine vom Leben tief enttäuschten Figuren. Von metaphysischen Vorgaben unbelastet, studiert Euripides mit psychologischem Spürsinn die Menschen, wie sie nun einmal sind. Oft stellt er

dabei Frauen in den Mittelpunkt. Beispielsweise als Opfer des Krieges (Troerinnen), als Rächerin (Medea) oder als sich Aufopfernde voller Selbstzweifel (Alkestis). In den „Bakchen“ reißt eine Königmutter in religiösem Wahn ihren Sohn in Stücke. Ob Euripides hier zeigen wollte, dass die Vernunft sich von der Religion befreien muss, damit sich wahre Menschlichkeit durchsetzen kann?

Phase 4: Weltkrieg (431–404 v. Chr.)

Macht Vernunft menschlicher? Es war ausgerechnet ein „stiller Atheist“, ein mit allen sophistischen Wassern gewaschener Gelehrter, der diese Erwartung als naiv entlarvt hat: der erste wissenschaftlich arbeitende Historiker Thukydides (ca. 460–ca. 398). Der Chronist des Peloponnesischen Krieges, des Weltkriegs seiner Zeit, beschreibt Entstehung und Verlauf des Krieges als einzig durch menschliches Handeln motiviert. Und zwar durch streng rationales Handeln, das – frei von jeder religiösen Motivation – einzig dem eigenen Vorteil folgt.

Thukydides öffnet uns die Augen für eine grausige Erkenntnis: Es ist nicht unvernünftig, unmenschlich zu sein. Warum sollte es unvernünftig sein, Nachbarstädte auszubeuten und den eigenen Einflussbereich kriegerisch auszuweiten? Nüchtern beschreibt Thukydides, wie die Vernunft die Athener in den Krieg führt, ihn vorantreibt und die Menschen zunehmend verrohen lässt. So lässt er die Ausrottung der Jahrhunderte alten melischen Kultur mit einer sehr vernünftigen Diskussion ihren Anfang nehmen.

Am Ende dieses Jahrhunderts war die Vernunft zu sich selbst gekommenen – und die Menschen hatten von ihr die Nase gestrichen voll. Statt Frieden und Wohlstand hatte sie Krieg gebracht, den Zusammenhalt in der Gesellschaft geschwächt und die Menschen aus der Geborgenheit ihrer Traditionen gerissen. So jedenfalls sah es der beliebte Komödiendichter Aristophanes (um 445–nach 385). Vergnügt erlebte sein kriegsmüdes Publikum, wie Frauen ihre kriegswütigen Männer durch Sexentzug zum Frieden zwingen (Lysistrata, 411 v. Chr.) oder wie sie ihre Männer entmachten, um Frieden, Gleichberechtigung, freie Liebe und Gütergemeinschaft durchzusetzen (Weibervolksversammlung, 392 v. Chr.). So verteidigte man damals konservative Werte. In den „Wolken“ (423 v. Chr.) bekam der Vernünftigste von allen sein Fett weg: Sokrates (469–399). Von ihm soll im nächsten Teil unserer Serie die Rede sein.

Religion? Vernunft? Menschlichkeit?

Was also lehrt uns Thukydides? Dass Rationalität schlecht ist und unreflektierte Frömmigkeit gut? Natürlich nicht. Aber der Sieg der Vernunft über die Religion scheint die Welt nicht menschlicher zu machen. Wie wäre es damit: Wenn uns im Ernst an Menschlichkeit gelegen ist, dann lasst uns weder die Religion absolut setzen noch ihre Überwindung durch die Vernunft, sondern – Menschlichkeit.

Diese Serie basiert auf dem Buch „Der Weise und sein Schatten“, Infos unter www.gregorbauer.com. ■

Der „alt-katholische“ unter den Apfelbäumen

DER GÄRTNERHOF BADENSTEDT, ökologische Baumschule und Betrieb für die Eingliederung von Menschen mit seelischen Behinderungen, hat in seinem reichhaltigen Angebot an alten Obstbaumsorten auch die „Zuccalmaglio-Renette“. Auf diesen Apfelbaum bin ich aufmerksam geworden durch ein Streuobstwiesenprojekt des BUND Bremen. Neben anderen alten Obstbäumen wurde auch die Zuccalmaglio-Renette angepflanzt.

Nicht die Apfelsorte, wohl aber Vincenz von Zuccalmaglio war mir bekannt. Er ist auf dem Grevenbroicher Stadtfriedhof begraben. Vincenz und sein Bruder Wilhelm von Zuccalmaglio werden mit einer Reihe von Aufsätzen im Begleitbuch zur Ausstellung „Kultur und bürgerlicher Lebensstil im 19. Jahrhundert. Die Zuccalmaglios“, einem Projekt der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, der Stadt Grevenbroich mit der Stadt Bergisch Gladbach, gewürdigt.

Stephan Laux schreibt hier in seinem Aufsatz „Vincenz von Zuccalmaglio (1806-1876) – Zum mentalen Profil eines „katholischen Patrioten“ im 19. Jahrhundert“, auf Seite 94: „Seine bereits angeklungene Haltung im Kulturkampf war durch seine preußisch-nationale Prägung im Grunde vorgegeben. Sie trieb ihn unweigerlich von der katholischen Amtskirche weg, mit der persönlichen Konsequenz seines Eintritts in die Altkatholische Kirche ...“. Vincenz von Zuccalmaglio war also einer der Alt-Katholiken der ersten Stunde.

Wie dieser Alt-Katholik zur namensgebenden Ehre für einen Apfelbaum kommt, das wird in einem weiteren Aufsatz des Begleitbuches von Dieter Prandel thematisiert. Er nennt ihn einen ‚Förderer des Obstanbaus‘. Zuccalmaglio engagiert sich, als er sich 1856 in Grevenbroich als Justizrat niederlässt, auch als

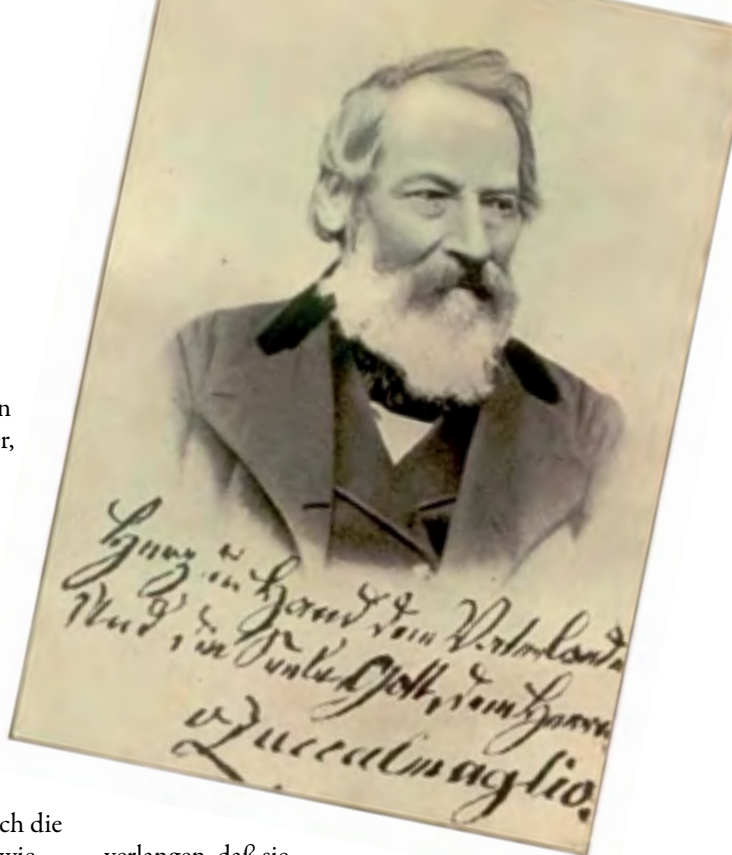
sozial eingestellter Zeitgenosse bei Projekten der Erfgemeinden und einzelner Grundeigentümer, die den Volkwohlstand durch Anpflanzung von Obstbäumen an Straßen und Wegen heben wollen. Dies wird ihm und den anderen Beteiligten von der allem Neuen unaufgeschlossenen gegenüberstehenden katholischen Landbevölkerung wenig gedankt.

Zuccalmaglio schreibt in seinen ‚Rückblicken und Bekenntnissen‘: „...bekundete sich die Roheit des Volkes darin, daß es wie immer was zu seinem Heile gereicht, zerstörte. An dem Wege von Grevenbroich nach Wevelinghoven sogar drei mal nach dreimaliger Bepflanzung. ... Wie sollte man diesen Frevel abstellen. Da blieb nur die Lehranstalt für Erwachsene die Kirche, die Kanzel zur Abmahnung übrig.“

Er schreibt weiter: „Es wäre für die Geistlichkeit ein Leichtes, das katholische Volk von dem Zerstörungswerk abzubringen. Man braucht nur etwas Fegefeuer für die Freveler zu heizen und die Muttergottes als Schirmherrin der Blütenbäume darzustellen, so wäre der Frevel abgestellt. Von den Juden beschädigt Niemand einen Obstbaum, weil das im mosaischen Gesetz vorgesehen. Bei den evangelischen ist es auch nicht zu fürchten wegen ihres höheren Bildungsstandes.“

Er wandte sich deshalb an den Erzbischof von Köln. „In einer desfallsigen Denkschrift hob er die Vortheile der Obstzucht, hob das Verhältnis des Nährstandes hervor und schilderte die Folgen, die innere Schlechtigkeit des Frevels, der der Bevölkerung mehr Nachtheil brachte als Diebstahl und andere Vergehen, die auf der Kanzel verpönt werden.“

Darauf antwortet der erzbischöfliche Stuhl: „... daß es höchst unangemessen sei, von der Kirche zu



verlangen, daß sie in volkswirtschaftlichen Dingen durch ihre Verordnungen ‚fördernd‘ einschreite.“

Zuccalmaglio reagiert auf diesen abschlägigen Bescheid, „daß er gar nichts Volkswirtschaftliches angesprochen, sondern nur die Sündhaftigkeit zum Gegenstande kirchlicher Verordnungen habe darstellen wollen; träfe die Abstellung des Baumfrevels mit großen volkswirtschaftlichen Vortheilen zusammen, so könne dies doch keine Profanierung der Kirche sein, da heilbringend und heilig vielmehr verwandte Begriffe“. Auf diese offensive Schrift aber erhielt er keine Antwort.

Die Zuccalmaglio-Renette ist eine Tafelobstsorte, die mittlerweile zu den seltenen Sorten zählt. Seine Äpfel sind würzig, saftig, mittelgroß und edel. Sie sollte vielleicht in Zukunft in dem ein oder anderen Garten eines Alt-Katholiken einen Platz finden. Ich habe sie im letzten Herbst in meinen Garten gepflanzt, hoffe in zwei Jahren den köstlichen Apfel zu ernten und rate meinen Gartenbesuchern diesen „Alt-Katholischen“, diese Rarität unter den Apfelbäumen anzupflanzen, wenn sie denn einen Garten haben. ■

Karl Küpper ist Mitglied der Gemeinde Bremen



Wir gehen nach Haus

Wallfahrtslied nach Motiven aus Psalm 122

VON RAIMUND HEIDRICH

Kehrvors (gemeinsam sprechen)
Wie freute ich mich, als man mir sagte,
wir ziehen zum Haus des Herrn.
Wie freute ich mich, als ich wusste,
wir gehen zu Dir.
Wie war ich froh, als ich sah,
wir gehen nach Haus.

1. Als ich die Türme sah,
wie sie von weitem uns winkten,
vergaß ich für einen Augenblick
die Last auf dem Rücken
und die schmerzenden Füße.

2. Als ich die Mauern erblickte,
stark und mächtig bewehrt,
fühlte ich mich schon sicherer
und wusste mich geborgen.

3. Und als ich die Häuser erkannte,
in denen der Friede wohnt,
hatte ich schon den Vorgeschmack auf der Zunge
von gutem Essen und langen Gesprächen,
vom Lachen und vom samtene Wein.

4. Und als ich Dich selber sah,
wie Du standest vor Deiner Tür,
hüpfte mir das Herz vor Freude.
Da beschleunigte ich meine Schritte,
da wuchsen mir Flügel.
Und du kamst mir entgegen.

Kehrvors



Nürnberg

Erlebnisausstellung Bibelmobil

DIE ARBEITSGEMEINSCHAFT CHRISTLICHER Kirchen zeigte die „Erlebnisausstellung Bibelmobil“ in der Nürnberger Fußgängerzone. Über hundert Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den vierzehn Mitgliedskirchen betreuten die Ausstellungsstände und führten über zweitausend Gespräche. Pfarrer Niki Schönherr (auf dem Foto im Gewand des Wittenberger Bibeldruckers Hans Lufft von 1534) organisierte die Ausstellung und begleitete die Mitarbeiterteams. ■



Nürnberg und Würzburg

Gemeindeausflug nach Haßfurt

GEMEINDEMITGLIEDER AUS NÜRNBERG UND Würzburg machten einen Ausflug und trafen sich in Haßfurt zum Scheunengottesdienst bei Familie Trocheris. Das Ehepaar ist aus beruflichen Gründen dort zugezogen und hat einen alten Bauernhof in ein Schmuckstück verwandelt. Es war der perfekte Rahmen für Gottesdienst, für den Genuss von Kaffee und Kuchen und für die neuesten fränkischen Eigenkompositionen von Paul Lorenz Kraus aus Würzburg. ■

Bischof Ring bei Kardinal Marx

ZU EINEM INFORMELLEN GEDANKENAUSTAUSCH trafen sich in Bonn in den Räumen des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz deren Vorsitzender, Kardinal Reinhard Marx, und Bischof Matthias Ring. Das Zusammentreffen diente vor allem dem gegenseitigen Kennenlernen und dem Austausch über Fragen, die beide Kirchen gemeinsam bewegen. ■



Kassel

Neuer Pfarrverweser begrüßt

IN EINER GEMEINDEVERSAMMLUNG HAT DAS Kirchenvorstandsmitglied Bernd Sevenich (rechts) im Namen des Kirchenvorstandes den Priester Andreas Jansen (links) herzlich als neuen Pfarrverweser begrüßt. Er ist der Gemeinde nicht unbekannt, da er seit 2007 zunächst als Pfarrer, dann als Priester im Ehrenamt in Kassel gewirkt hat. Zugleich arbeitete er als Religionslehrer an verschiedenen Schulen der Region. 2011 hat er die Pfarrstelle aufgegeben, um sich ganz dem Religionsunterricht und der Ausbildung von Ethiklehrern zu widmen. Seit Anfang Juni leitet er nun ehrenamtlich die Gemeinde zusammen mit dem Pfarrer im Ruhestand Hans-Jürgen van der Minde und dem Diakon Joachim Kuhn. „Bei meiner neuen Aufgabe kann ich zum Glück auf die tatkräftige Mithilfe eines ganzen Teams zählen. Gemeinsam mit meinen Amtsbrüdern, unserem engagierten Kirchenvorstand und der ganzen Gemeinde können wir etwas bewegen,“ sagte Jansen. ■



Kaufbeuren

Neue Glastüre in der Kirche

„**A**LT-KATHOLISCH. OFFEN – ÖKUMENISCH – zeitgemäß“ steht auf der neuen Glastüre zwischen Vorraum und Sakralraum der Christi-Himmelfahrts-Kirche. Eine Wortdesignerin hat das „Alt“ aufgeschlüsselt als „am Leben teilhaben“ und in verschiedenen Heimatdialekten hinterlegt. Eine Grafikerin hat die Tür gestaltet; die Gemeindemitglieder konnten sich zwischen mehreren Vorschlägen entscheiden. ■

Wendepunkte für einen heilsamen Glauben

Eugen Drewermann hielt fulminanten
Vortrag in Rosenheim

VON ANDRÉ GOLOB

„**R**ELIGION IST BITTER NÖTIG, DOCH SO, WIE sie nötig wäre, ist sie nicht“, so betont Professor Dr. Eugen Drewermann in seinem neuesten Buch mit dem Titel „Wendepunkte oder Was eigentlich besagt das Christentum?“ Dies stand im Mittelpunkt seines Vortrages, den er am 9. Juni in der Rosenheimer Allerheiligenkirche hielt. Pfarrer Dr. André Golob und Wolfgang Dettenkofer, vom ‚Kreis der Rosenheimer Drewermann-Freunde‘, waren überglücklich, dass ihr Plan, diesen Ausnahmetheologen für einen Vortrag gewinnen zu können, aufgegangen ist.

Bei seinem Vortrag hatte man das Gefühl, dass Eugen Drewermann, der am 20. Juni seinen 75. Geburtstag feierte, nochmals sein gesamtes Lebenswerk zusammenfasst – mit analytischer Kraft und einfühlsamen sowie poetischen Bildern. Er erklärte den Grundfehler einer Theologie, die an jeder Stelle ihrer dogmatischen Glaubensformulierung historisch und metaphysisch zu objektivieren versucht. All die mythisch legendären Bilder der Bibel werden so zu vermeintlichen Fakten erklärt. Schon Kleinkindern sei der Widerspruch bewusst zwischen einer kreationistischen Sicht der Schöpfungsgeschichte und der modernen Evolutionslehre. Es sei endlich an der Zeit, Bilder nicht länger als historische Tatsachen misszuverstehen, sondern sich ihres mythischen Charakters bewusst zu werden. Solange die Amtskirche dies nicht tue, solange Glaubensinhalte unglaublich blieben, halte sie die Menschen unserer Zeit in Unmündigkeit und rede an ihnen vorbei. Um den



André Golob (li.) und Eugen Drewermann

Inhalt der christlichen Lehre so wiederzugeben, dass sie in allgemeiner Verständlichkeit die Menschen zusammenführe und in den Menschen ihre heilende Wirkung zu entfalten vermöge, ist es laut Drewermann unerlässlich, den Ausgangspunkt wieder dort zu nehmen, wo er nie wirklich genommen wurde: im Subjekt des Einzelnen.

Alle theologische Rede sei ein Sprechen von Menschen auf Gott hin. Sie könne und dürfe nicht länger ein Sprechen kirchlich beamteter Dozenten und Begriffsjongleure sein – von Gott herab auf die Menschen hinunter. Allein die Verknüpfung persönlicher und theologischer Wendepunkte weise den Weg für das Verständnis biblischer Poetik. Nur so könne Jesus als der Wendepunkt der Menschheitsgeschichte im Leben jedes Einzelnen erfahrbar werden. Für ihn ist Religion die Botschaft abgründtiefer Menschlichkeit.

Fragerunde

In einer sich anschließenden Fragerunde wies Drewermann darauf hin, dass man von Religion eigentlich nur im Singular sprechen könne. Die verschiedenen Religionen seien Beispiele ein und desselben Bemühens, sich anhand von Bildern der Wahrheit zumindest bruchstückhaft zu



aus unserer Kirche

Dr. André Golob
ist Pfarrer in
Rosenheim



nähern. Einzig die Mystik vermittele einen Weg, jenseits von Begrifflichkeiten und kulturellen Unterschieden, dieser tiefen Wahrheit ganz persönlich gewahr zu werden. Drewermanns Vortrag war ein wachüttelnder Paukenschlag in einer Zeit, in der zunehmend Menschen das Vertrauen in Kirche und Religion verloren haben und den Nöten der Zeit gleichgültig gegenüberstehen und unbewegt im Althergebrachten verharren.

So konnte man bei Drewermann zwischen den Zeilen auch Resignation spüren. Auf die Frage, was er sich zu seinem 75. Geburtstag wünsche, antwortete er mit dem Wunsch nach der drängenden Einsicht der Menschheit in den notwendigen Weltfrieden und nach dem Ende des Elends und Leids von Tieren in der skrupel- und mitleidlosen Massentierhaltung. Dass er dies erleben dürfte, daran glaube er jedoch selber nicht.

Freiburg

Pilgern der Firmanden

VON TABEA DOMBROWSKI

ZU SIEBT MACHEN WIR UNS AUF DEN WEG. IM Gepäck: sieben Rucksäcke und eine Gitarre. Unser Ziel: Die alt-katholische Christus-Kirche St. Konrad in Konstanz.

Unser erstes Pilgerglück: Wir stehen alle bereit zum Aussteigen an der Tür des Zuges, als unser Zug hält. Wild diskutieren wir, ob Fahrtrichtung links oder rechts, bestaunen die schöne Landschaft und plaudern über dies und das, als wir bemerken, dass wir schon längst am Bahnhof stehen. Hastig drücken wir den Knopf, nachdem wir ausgestiegen sind, fährt der Zug auch schon weiter und lässt uns an einem kleinen Bahnhof in Döggingen (bei Donaueschingen) stehen, unseres Glücks bewusst.

Auf unserer Reise begegnen uns viele solcher Momente, auch werden wir von der Natur überrascht, sodass wir sehr viel erleben dürfen. So begegnet uns zum Beispiel ein Fuchs, der bis auf drei Meter nah an uns herankommt. Oder wir treffen Leute, die uns retten, indem sie uns auf den Nationalfeiertag der Schweiz hinweisen, an dem die Geschäfte geschlossen sind, und zwei von uns extra zum Einkaufen nach Deutschland fahren. Andere nehmen uns so herzlich bei sich auf, als ob wir uns schon seit Jahren kennen würden. So können wir mit ihnen zusammen singen und Begegnungen austauschen. Die Grenzen zwischen Deutschland und der Schweiz scheinen dahin zu schmelzen.

Da wir uns eine weite Strecke vorgenommen haben, müssen wir pro Tag im Schnitt knappe 20 Kilometer wandern. Insgesamt sind wir ohne Umwege 114,5 Kilometer gelaufen, worauf wir uns am Anfang nicht eingestellt hatten. Dementsprechend hatten wir jeden Abend müde Füße und freuten uns sogar auf unsere Isomatten. Je mehr man läuft, desto schwerer fällt einem manchmal das Gehen, doch von Zeit zu Zeit laufen die Beine wie

300 Teilnehmer lauschten seinem Vortrag und nicht wenige waren sichtlich berührt von seinen Worten. „Ich hätte nicht gedacht, dass so viele Menschen den Weg in die Allerheiligenkirche finden würden“, gestand Wolfgang Dettenkofer. Umso mehr freuten sich er und Pfarrer Dr. Golob über die große Resonanz. „Ich könnte mir vorstellen, dass Professor Drewermann nicht das letzte Mal in Rosenheim war“, betonte Golob. „Ich glaube er hat sich bei uns wohlgeföhlt“. Nachdem Prof. Drewermann zum Zug gebracht war, zog das Vorbereitungsteam bei einem kleinen Snack Resümee und alle waren sich einig, dass dieser Abend etwas ganz besonderes gewesen war. Sogar die Tagespresse hat darüber berichtet, und das soll schon was heißen, im konservativen Bayern. ■



von alleine, und wir wissen genau, was am besten gegen Schmerzen am ganzen Körper hilft: mehrstimmig singen, auswendig singen, in Dauerschleife singen, neue Lieder singen und Kanons singen. Gezielt bleiben wir auch an Wegkreuzen stehen oder suchen Kirchen oder Kapellen, um unsere Rucksäcke abzusetzen und gemeinsam ein Lied anzustimmen.

Trotzdem sind rund 20 Kilometer am Tag doch eine ganze Menge, sodass es auch drückende Phasen gibt, in denen man lieber mal schweigend seinen Weg geht. Deshalb sind Pausen auch sehr wichtig, um sich auszuruhen und in einer stillen Stunde im Halbschlaf seinen eigenen Gedanken freien Lauf zu lassen.

Prägend für mich war immer wieder die Ankunft in einem Quartier. Wir übernachteten in einer Scheune, in vielen verschiedenen Gemeinderäumen, in einer Hütte, die uns die Franziskanerbrüder zur Verfügung gestellt hatten, und einmal sogar in einem Pfarrhaus. Überall wurden wir mit Wärme empfangen. Die Gastfreundschaft fremder Leute genießen zu dürfen, war eine wohltuende Erfahrung. Jedes Mal neu hatte man das starke Gefühl, von Gott beschenkt zu werden. Diese Sichtweise und auch die Aufmerksamkeit für solche Dinge waren für mich eine große Errungenschaft während unserer Pilgerreise. Nach all diesen eigentlich nur positiven Erfahrungen kann ich nur Mut machen, sich auch auf eine Pilgerreise zu begeben, es wird in jedem Fall eine einzigartige Zeit werden. ■



Tebea Dombrowski ist Firmandin in der Gemeinde Freiburg

Ein Weinberg im Bergischen Land: Ain Karem

Therapie- und Exerzitienhof
eingeweiht

VON FLORIAN GROSS

DAS BERGISCHE LAND, speziell das Oberbergische, ist zwar landschaftlich gesehen durchaus hügelig, doch Weinberge mit ausgeprägter Südhanglage sucht man in diesen Landstrichen vergeblich. Umso verwunderlicher erscheint die Namenswahl für den Therapie- und Exerzitienhof *Ain Karem*. Dieser Begriff stammt aus der hebräischen Sprache und bedeutet soviel wie Weinbergquelle.

Über die letzten zwei Jahre wurde der vormals landwirtschaftlich genutzte Hof durch den neuen Eigentümer Michael N. Schenk aufwendig umgebaut, um dort neben interaktivem Mehrgenerationenwohnen Raum für Seminare und geistliches Leben sowie therapeutische Arbeit zu schaffen. Schenk selbst ist Theologe, Priester sowie Heilpraktiker und Dozent für Psychotherapie mit langjähriger Praxiserfahrung.

Ein Schwerpunkt dieses Hofes ist die aus dem alten Siloturm entstandene Hofkapelle Sankt Mariä Begegnung, die durch einen quadratischen Erweiterungsbau des runden Silos Raum für bis zu 15 Personen bietet, um dort gemeinschaftlich Gottesdienste und Andachten zu feiern. Einzelne Elemente der Kapelle wurden von verschiedenen Künstlern gestaltet. Die Mensa des Altars bildet eine Scheibe aus etwa 22 Millionen Jahre altem versteinerten Holz, die auf einem Altargestell des Stahlkünstlers Tobias Drave aus Hamburg ruht. Das Besondere an dieser Idee ist, dass das Gestell die Konturen der Mensa aufgreift und so der Eindruck eines stilisierten Baumstumpfes entsteht. Aus derselben Schmiede stammen



auch die Sockel für Tabernakel und Madonna. Die aus Lindenholz von der Künstlerin Barbara Tappeser-Köhler geschlagene fast lebensgroße Madonna trägt den Namen „Maria unterm Kreuze“ und zeigt die Züge der trauernden Mutter, die sich im Leid suchend nach dem Größeren wendet. Den Lindenholzstamm durchzieht ein Riss, der an die Weissagung des Propheten Simeon erinnert: Dir wird ein Schwert durch die Seele dringen.

„Ich wünsche mir, dass diese Kapelle allen Menschen überkonfessionell offen steht“ sagte Schenk bei seiner Eingangsrede und „dass sie als Raum des Aufatmens und der geistigen Erholung angenommen werde.“

Die Feier

Höhepunkt der Feierlichkeiten bildete der festliche Freiluftgottesdienst, an dem trotz kurzer Regenschauer rund 250 Menschen teilnahmen. In diesem Gottesdienst segnete Dr. Matthias Ring aus Bonn den Hof sowie die Kapelle und weihte den Altar. In seiner Predigt deutete der Bischof den Begriff *Ain Karem* (Weinbergquelle) anhand der Begegnung von Maria und Elisabeth im Lukasevangelium. Wie die beiden Frauen im Evangelium einander begegneten, so soll auch *Ain Karem* ein Ort der menschlichen Begegnung

und des Austauschs sein auf der Suche nach Gott, Gemeinschaft und Heilung. So kann dieser Ort zur Quelle im übertragenen Sinn werden, wenn man auch auf *Ain Karem* im Oberbergischen in Stranzenbach Weinberge vergeblich sucht.

Das Hoffest wurde musikalisch gerahmt durch das prestigekrönte Akkordeon-Quintett „Taste Töne“ aus Ruppichteroth sowie durch das Hornensemble Siegburg/St. Augustin unter der Leitung von Erwin Gierlach. Einen weiteren musikalischen Programmhöhepunkt bildete das Benefizkonzert „Stairway to Paradise“ mit der Konzertsängerin Christiane Grümmer-Hohensee und ihrem Ehemann, dem Pianisten Franz-Josef Grümmer zugunsten des Hilfswerkes St. Martin. Das *Hilfswerk St. Martin – Helfen durch Teilen e.V.* wird sich mit eigenen sozialen Projekten auf dem Hof *Ain Karem* engagieren.

Nach der feierlichen Weiheliturgie, die Franz-Josef Grümmer zusammen mit dem „Jungen Chor St. Michael“ aus Waldbröl musikalisch gestaltete, sprach Bürgermeister Loskill ein Grußwort, in dem er die alt-katholische Kirche nun auch in der Gemeinde Ruppichteroth freudig willkommen hieß.

Auf beide Festtage gesehen besuchten rund 500 Menschen *Ain Karem*. ■



Hannover/Niedersachsen-Süd

Gemeindeausflug ins Koptisch- Orthodoxe Kloster

VON MARIA REPPIN

„**K**OPTISCH“, WAS IST DAS? DAS FRAGTE SICH sicher, ebenso wie ich, manches Gemeindeglied. Koptisch leitet sich aus verschiedenen alten Sprachen ab und bedeutet „ägyptisch“. Die koptisch-orthodoxe Kirche ist die alt-orientalische christliche Kirche Ägyptens, die auf den Apostel Markus zurückgeführt wird, sich aber auch als christliche Nachfolge des pharaonischen Ägyptens sieht. Sie ist mit Recht stolz darauf, der Heiligen Familie nach ihrer Flucht aus Bethlehem Heimstatt gewesen zu sein. Da sie niemals Staatskirche war und von Beginn an unter Verfolgungen litt, nennt sie sich auch „Kirche der Märtyrer“. Letzteres gilt leider auch bis heute; im Februar dieses Jahres wurden in Libyen 21 ägyptische Christen enthauptet, nur aufgrund ihres Glaubens, und in ihrem eigentlichen Heimatland sind es Hunderte, die unter der Verfolgung ihres Glaubens zu leiden haben.

So trafen sich Ende Mai 18 Personen, einschließlich unseres Pfarrers Oliver Kaiser und Karla Lueddecke, die diesen Besuch organisiert hatte, vor dem Tor des „Klosters der Heiligen Jungfrau Maria und des Heiligen Mauritius“ in Brenkhausen, einem Ortsteil von Höxter an der Weser.

Begrüßt wurden wir vom Generalbischof der koptisch-orthodoxen Kirche für Deutschland Anba Damian, dann führte uns Herr Schmidt Riedig durch die Sonderausstellung mit Ikonen des 17. bis 20. Jahrhunderts und durch die Dauerausstellung von ihm geschaffener großformatiger Holzskulpturen. Der Künstler bezeichnet diese Arbeiten als sein Lebenswerk und nennt sie „still gewordenen Gedanken seiner Vorstellungs- und Glaubenswelt“. Beeindruckend oder bedrückend ob der monumentalen Größe? Faszinierend in jedem Fall.

Anschließend versammelten sich alle Besucher in der Kirche des Klosters. Die einzelnen Gruppen wurden vorgestellt, und es stellte sich heraus, dass außer uns Alt-Katholiken auch römisch-katholische, evangelische

sowie syrisch-orthodoxe Christen, Aleviten und Muslime anwesend waren, eine wirklich ökumenische Versammlung. Wir hörten das eindrucksvolle gesungene aramäische Vaterunser (aramäisch ist eine der Sprachen, die schon zur Zeit Christi gesprochen wurden). „Großer Gott, wir loben Dich“ schloss sich an, ehe Bischof Damian die Geschichte der Koptischen Kirche und des etwa 1245 als Zisterzienserkloster gegründeten Klosters Brenkhausen erklärte.

Seit 1970 nutzt die römisch-katholische Gemeinde Brenkhausens den gotischen Teil der Anlage. 1993 erwarb die koptisch-orthodoxe Gemeinde Deutschlands die anderen Gebäude für einen symbolischen Preis von einer Mark, aber mit der Auflage, das Gebäude im ursprünglichen Zustand zu belassen und zu restaurieren. Die Wiederherstellung erfordert Unsummen, die zum Teil durch kleine oder größere Spenden hereingeholt werden. Seither führen Diakone und ehrenamtliche Helfer aus Ägypten, Syrien und Deutschland aufwendige Restaurierungsarbeiten in den denkmalgeschützten Gebäuden durch.

Nach dem reichhaltigen Essen konnten wir uns vom Fortschritt der vielen Arbeiten beim geführten Rundgang überzeugen. Speisesaal, Taufkapelle und die Kirche sind schon „fertig“, ihre Wände in traditioneller Lehmbauweise erstellt, das Grundmaterial nicht vom Nil, sondern der Weser. Auf den Quark-Kalk-Anstrich sind wunderschöne Fresken gemalt. Ein barockes Treppenhaus war erhalten, ein anderes wurde wieder hergestellt. Die gedrechselten Sprossen und der Handlauf wurden ebenso wie die fast 200 Fenster in Eigenarbeit der ehrenamtlichen Helfer hergestellt. Ein Tischler im Ruhestand aus der Nachbarschaft des Klosters stellt seine Maschinen und sein Know-how zur Verfügung. Viel ist schon geschafft, aber sicher ebenso viel Arbeit liegt noch vor dem Bischof und seinen Helfern. Gut, dass der Bischof nicht nur eine ausgesprochen charismatische Person, sondern auch sein eigener, erfolgreicher PR-Mann ist. Den Abschluss des Besuches bildete ein gemeinsames Gebet und ein Weihrauch-Reisesegen.

Ich weiß persönlich nicht, wovon ich mehr beeindruckt war und noch bin, von der vielen, vielen Arbeit an diesem Klostergebäude oder der Begegnung mit diesem ungewöhnlichen Bischof, der „mitten auf einer Baustelle“ lebt und dabei einen völlig stressfreien, ja sogar glücklichen Eindruck macht. Glaube kann eben nicht nur Berge versetzen! Ich bin sicher, ohne den Bischof gäbe es dieses „Kloster im Werden“ gar nicht, so ist eins mit dem anderen verbunden! ■

Sachsen

Und das Beste zum Schluss

VON JOACHIM DEBES

BEVOR SICH PFARRER JENS SCHMIDT NACH Nordstrand verabschiedet, durfte er noch die erste Segnung der Partnerschaft zweier Männer in der Gemeinde Sachsen leiten. „Gleichgeschlechtlich liebende Paare, deren Gemeinschaft auf Dauer angelegt ist und die füreinander verantwortlich sorgen wollen, können und dürfen mit Recht für ihre Partnerschaft um den Segen Gottes bitten.“ So steht es im Vorwort des Rituale „Die Feier der Partnerschaftssegnung“. Gott sei Dank ist dies in unserer Kirche ganz offiziell möglich.

...oder auch nicht.

Denn die sächsische Gemeinde besitzt kein eigenes Kirchengebäude und ist auf die Gastfreundschaft anderer christlicher Kirchen angewiesen, um Gottesdienste zu feiern. Die evangelische Kirche zu Großschönau ist seit vielen Jahrzehnten einer der vier Gottesdiestorte in Sachsen, an denen wir zu Gast sind. So wird diese Kirche auch von vielen Alt-Katholiken als „ihre“ Kirche gesehen, in der sie sich beheimatet fühlen. Noch im letzten Jahr unterstützte die alt-katholische Gemeinde Sachsen den Orgelneubau der evangelischen Gemeinde mit einer großzügigen Spende – nicht ganz uneigennützig.

So war geplant, dass das Paar in seiner „Stammkirche“ diese Segnung feiert, und es freute sich darauf.

Vor dem Hintergrund, dass die evangelische Landeskirche in Sachsen keine gleichgeschlechtliche Partnerschaftssegnung vorsieht, wurde unser Vorhaben in ökumenischer Offenheit mit dem örtlichen evangelischen Pfarrer und dem Kirchenvorstand abgestimmt. Nach einigen internen Diskussionen stimmten diese unserem Vorhaben mit gewissen Auflagen zu, die vermeiden sollten, dass äußerliche Parallelen zu einer Eheschließung erkennbar werden, zum Beispiel kein Glockengeläut beim Auszug oder keine Nutzung der „Hochzeitstreppe“. Für Menschen,



Die 93-jährige Alt-Katholikin Hermine Schubert gratuliert

die die gesellschaftliche Situation im äußersten Osten unserer Republik kennen, war das eine Lösung, mit der wir durchaus leben konnten, und wir waren dem örtlichen evangelischen Kirchenvorstand für diesen Beschluss dankbar.

Jedoch hatte niemand mit der teils heftigen Reaktion einiger örtlicher evangelischer Gemeindeglieder gerechnet. Nach vielem Hin und Her wurde schließlich eine Unterschriftenaktion gegen diesen Beschluss und gegen die geplante Partnerschaftssegnung befürchtet. Um die Gemeinde nicht zu spalten, wurden Lösungen gesucht. So wurde auch der alt-katholische Kirchenvorstand gefragt, ob wir unser Vorhaben nicht zurückziehen könnten, was aber einstimmig abgelehnt wurde. Als Kompromiss fand sich dann eine kleinere Kirche der Gemeinde im Nachbarort. So kam es dann, dass wir die Partnerschaftssegnung dort feiern konnten. Und dank eines beherzten Vorstandsmitglieds der evangelischen Kirchengemeinde gab es einen Auszug des Paares und der Mitfeiernden unter Glockengeläut.

Willkommen in der ökumenischen Realität des 21. Jahrhunderts!

Übrigens: Nur etwa fünf Kilometer von Großschönau entfernt liegt der tschechische Ort Warnsdorf mit seiner großen alt-katholischen Konkathedrale. Leider war ein Ausweichen in diese Kirche nicht möglich, da die tschechische Schwesterkirche eine Partnerschaftssegnung verbietet. Auch so unterschiedlich kann alt-katholisch in Europa sein. ■

Joachim Debes ist Vorsitzender des Kirchenvorstandes der Gemeinde Sachsen

Karlsruhe

Erzbischof Ephraim predigt über das Reich Gottes

VON VEIT SCHÄFER

WENN EIN VERITABLER ERZBISCHOF IN DER Gemeinde weilt, ist man spontan versucht, das Ereignis als „hohen Besuch“ zu beschreiben. Das ist aber wohl das Letzte, was der Erzbischof der

Unabhängigen Philippinischen Kirche von seiner Visite in unserer Gemeinde hören oder lesen wollte! Weder bei der Eucharistiefeyer am 7. Juni noch beim anschließenden Gespräch und Mittagessen mit zahlreichen Gemeindegliedern – darunter natürlich viele, wenn nicht alle unserer Philippinas – war auch nur ein Hauch von hierarchischem Gepränge zu spüren. Mitra und Hirtenstab? Fehlanzeige!

Der Erzbischof hatte am Evangelischen Kirchentag in Stuttgart teilgenommen und war danach nach Karlsruhe gereist, zusammen mit Professor Dr. Franz Segbers, der zugleich Priester unserer Kirche ist. Segbers ist ein guter Kenner nicht nur der Philippinischen Kirche, sondern auch der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Inselstaats.



Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe



Erzbischof Ephraim von der Unabhängigen Philippinischen Kirche mit philippinischen Angehörigen der Karlsruher Gemeinde

Ohne Umschweife kam Erzbischof Ephraim in seiner Predigt zu der Sache, um die es ihm und seiner armen Kirche geht: das Reich Gottes. Wer immer sich zum christlichen Glauben bekenne, wolle wissen, wie dieses Reich denn beschaffen sei, betonte er. Jedenfalls komme es nicht mit Glanz und Gloria, wie das die Jünger Jesu noch erwartet haben mochten. Langsam, allmählich wachse es heran, bis es schließlich einmal ein Ort des Trostes, des Friedens und der Zuflucht sei, sagte Ephraim und bezog sich dabei auf das Gleichnis vom Senfkorn (Matthäus 13,31-32).

Das war wohl ganz aus der Perspektive seines asiatischen Heimatlands und seines Volkes gesprochen, das in seiner großen Mehrheit auf einen solchen Ort wartet. Überraschend dann sein Blick auf Deutschland: Den Deutschen falle es wohl leichter, auf das Reich Gottes zu warten, denn „Sie genießen bereits die Früchte des Königreichs, von dem Jesus sprach.“ Auf den Philippinen erwarteten die Menschen hingegen von Gottes Segen die Erfüllung „ganz existenzieller Bedürfnisse: Sie möchten ihr eigenes Land bestellen, die Früchte ihrer Arbeit ernten, faire Preise für ihre Ernteerträge erhalten, ohne dabei vom Militär gequält und als Staatsfeinde bezichtigt zu werden“.

Reich Gottes – also keine ins Jenseits verlegte Erwartung des Lebens bei und mit Gott, sondern eine

innerweltliche Realität auf diesem Planeten, deren Spuren der Erzbischof sowohl in unserem Überfluss wie in der Armut auf den Philippinen ausmacht. Ephraim lässt auch keinen Zweifel daran aufkommen, was nötig ist, um dem Glauben an das Reich Gottes „in Deutschland wie auf den Philippinen“ zur weltweiten Strahlkraft zu verhelfen: „Die Befreiung von den Herrschenden dieser Welt, die ihr Wohl über das Wohl des Volkes stellen.“ Wie diese Befreiung bewerkstelligt werden kann, führte Ephraim nicht aus, aber er weist der Kirche dabei eine spezifische Rolle zu: „Lasst die Kirche Zeichen für Liebe, Heilung und Versöhnung einer gebrochenen Welt sein. Lasst unseren Glauben so groß sein wie ein Senfkorn. „Es treibt große Zweige, sodass die Vögel des Himmels in ihrem Schatten nisten können.“

An die Eucharistie schloss sich ein Gespräch mit dem Erzbischof im Gemeindesaal und ein liebevoll von den philippinischen Frauen vorbereitetes Mittagessen an. Nach Fototerminen und einer kleinen Erholungspause gab es noch eine kleine Stadtführung für Erzbischof Ephraim und seinen Sekretär Edoi. Danach reisten sie in Begleitung von Franz Segbers weiter zur einem Treffen der Utrechter Union. ■

„Gemeinde besucht Gemeinde“

Besuchsdienst der Gemeinde St. Willibrord

VON TIMO NEUDORFER

„GEMEINDE BESUCHT GEMEINDE“ – DIE Besuchsdienstgruppe der Münchner Gemeinde St. Willibrord knüpft an eine Grundbewegung des Evangeliums an: Gott besucht die Menschen in Jesus Christus. Diese Grundbewegung, sich auf den Weg zum Nächsten zu machen, ist ein Kernangebot von Kirche, und eine zu den Menschen gehende, Menschen aufsuchende Kirche steht damit in der Nachfolge Jesu.

Zehn Gemeindemitglieder bilden derzeit die Besuchsdienstgruppe der Gemeinde St. Willibrord und versuchen den Leitgedanken „Gemeinde besucht Gemeinde“ in die Tat umzusetzen. Was die Besuchsdienstgruppe tut, eröffnet einen anderen Aspekt von dem, was Gemeinde sein kann und sein soll: Es wird nicht gewartet und erwartet, dass Menschen zu uns kommen, sondern die Mitglieder der Besuchsdienstgruppe machen sich selber auf den Weg zu den Menschen.

Der diakonische Dienst steht dabei im Vordergrund. Besuche bei kranken, pflegebedürftigen und einsamen Menschen ermöglichen die Begegnung mit Mitgliedern der Gemeinde, die am Gemeindeleben, an den Gottesdiensten und den zahlreichen anderen Angeboten und Veranstaltungen nicht teilnehmen können oder aber auch nicht mehr teilnehmen möchten. Gemeinde wird durch einen Besuch nicht mehr nur als abstrakte Mitgliedschaft, sondern als persönlicher Ausdruck von Zuwendung angenommen und manchmal auch neu entdeckt. Es zeigt sich immer wieder, dass Menschen den persönlichen Kontakt begrüßen, auch wenn sie keine enge Bindung zur Gemeinde, zur Kirche haben.

Der Besuchsdienst der Gemeinde will nicht in Konkurrenz zu professionellen Unterstützungsangeboten für kranke, pflegebedürftige und ältere Menschen stehen. Der Besuchsdienst ist vielmehr durch das aktive Zugehen, das Zuhören, das Schenken von Zuwendung und Zeit ein niederschwelliges Angebot.

Ende Juli gestaltete die Besuchsgruppe den sonntäglichen Gemeindegottesdienst und stellte, angelehnt an die Lesung aus dem Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde in Rom (Röm 12,9-16), die Ziele, die Arbeit und die gemachten Erfahrungen vor: Bei den Besuchen geht es um Ehrlichkeit und Offenheit dem anderen gegenüber, aber immer in der Nähe oder Distanz, wie es in dem Moment stimmig und authentisch ist. Dazu gehört auch, sich selbst die eigenen Grenzen einzugestehen. Es ist ja gar nicht so leicht, auf zunächst völlig fremde Menschen zuzugehen, an eine unbekannte Tür zu klopfen und sich damit in eine sehr offene Situation zu begeben. Auf wen werde ich heute treffen hinter der geschlossenen Tür? Wird ein Gespräch möglich sein und ist es überhaupt erwünscht? Menschen, die nicht mehr am Gemeindeleben teilnehmen können,

erfahren: Ich bin nicht vergessen. Wenn wir die Geburtstagsgrüße der Gemeinde überbringen, hören wir so oder ähnlich oft den Satz: „Wie schön, dass auch die Gemeinde an meinen Geburtstag, an mich denkt.“

Es geht bei den Besuchen um Würdigung des Gegenübers mit seinen ganz eigenen Erfahrungen, seiner Lebensgeschichte, seinen Gedanken, Hoffnungen und Ängsten. Und dazu braucht man Zeit, um sich wirklich auf den anderen einzulassen, zuzuhören, genau hinzuhören.

Bei manchen Besuchen oder Telefonaten anlässlich eines Geburtstages bleibt es beim freundlichen Entgegennehmen von Glückwünschen der Gemeinde, aber immer wieder entstehen auch Gespräche, in denen großes Vertrauen wächst und Menschen sehr dankbar sind, dass sie aus ihrem Leben erzählen können. Manchmal sprudelt es aus ihnen heraus. Jemand mit Ehrerbieten, mit Achtung begegnen heißt, ihm oder ihr das Gewicht beizumessen, das Gott ihm oder ihr beimisst.

Viele Besuche haben zunächst ja einen freudigen Anlass – einen Geburtstag. Und für viele steht auch die Dankbarkeit und Freude über all das im Zentrum, was ihnen im Leben geschenkt war und ist. Es ist wunderbar zu erleben, wie im Erzählen die Freude noch wächst.

Geburtstagsbesuche können aber auch von einer tiefen Traurigkeit überschattet sein. Hier wird die Einsamkeit besonders schmerzhaft erlebt, der Verlust von lieben Menschen, die man nicht mehr um sich haben kann. Der Rückblick auf das, was alles schief gelaufen ist, wo unreparierbare Brüche und Abbrüche das eigene Leben durchziehen. Gespräche bei diesen Besuchen sind oft wesentlich schwerer. Was soll ich sagen, wenn eine Besuchte mit ihrem Leben hadert und ausgesprochen oder unausgesprochen immer wieder die Frage stellt: Warum gerade ich? Falls es Gott geben sollte: Wo ist er? Ich erkenne keinen Sinn mehr in meinem Leben. Ich kann nicht mehr. Ich will nicht mehr. „Weint mit den Traurigen,“ sagt Paulus. Hier gibt es keine schnellen und tröstenden Antworten, sondern es geht darum, bei dem Anderen in seiner Trauer zu sein, Fragen auszuhalten und sich einzufühlen.

Das Hineinnehmen der Arbeit und der Erfahrungen des Besuchsdienstes in den sonntäglichen Gottesdienst verdeutlichte auf sehr anschauliche Weise die Einheit von Gottesdienst (Gottes Dienst aus Liebe an uns) und Nächstenliebe, von Liturgie und Diakonie.

Der Besuchsdienst ist eine attraktive Aufgabe für Menschen, die sich in der Gemeinde engagieren wollen. Die Tätigkeit entspricht im hohen Maß den Erwartungen, die an ein ehrenamtliches Engagement gerichtet werden. Als Mitglied der Besuchsdienstgruppe kann ich selber über den Umfang meines Engagements entscheiden, aktiv und eigenverantwortlich das Angebot mitgestalten. Ich habe im Austausch mit den Besuchten und mit den anderen Mitgliedern des Besuchsdienstes die Gelegenheit zur persönlichen Weiterentwicklung. ■

Timo Neudorfer
ist Mitglied
der Gemeinde
München



Ein Schiff das sich Gemeinde nennt

VON INGRID THALHOFER

STRAHLENDER SONNENSCHNEIN UND DIE HITZE der letzten Tage begrüßten uns an diesem Morgen. Trotzdem waren alle Helfer und Helferinnen guten Mutes und trafen die letzten Vorbereitungen für das jährliche Sommerfest.

Es begann mit einem Familiengottesdienst, an dem neben Familien und Gästen auch „Mike Chapel“ und „Richie Holz-Wurm“ teilnahmen. Diese zwei Handpuppen hatten ganz viele Fragen (stellvertretend für die anwesenden Kinder). Daraus entstand ein humorvoller, informativer Dialog zwischen den beiden und unserer Pfarrerin Alexandra Caspari, der auch manchen Erwachsenen die Geschichte aus der Bibel besser verstehen ließ.

Mike und Richie war nicht klar, was mit „Menschenfischer“ (Lukas 5, 1-11) gemeint ist. Die Predigt unserer Pfarrerin zeigte, worum es geht: „Jesus hat in dieser Geschichte den Menschen ganz viel zugetraut ... und die Menschen haben es sich zugetraut und es ausgeführt. Nun werden die ehemaligen Fischer ausgesandt, um zu anderen Menschen zu gehen und diesen den Mut und die Kraft zuzusprechen, die sie auch selbst erfahren haben – deshalb nennt Jesus sie „Menschenfischer“.“

So ist es auch in einer Gemeinde. Diese hat eine gemeinsame Vision, zum Beispiel eine Kirche zu bauen, obwohl die Kassen (Netze) leer sind. Aber es geht um die Existenz, die nur zu retten ist, wenn es Vertrauen gibt, dass das Wagnis von Gott begleitet wird. Jesus hat den Menschen viel zugetraut und zugemutet. So wurden sie bestärkt, immer wieder etwas zu wagen: für sich selbst oder zusammen mit anderen die Netze neu auszuwerfen.

Nachdem die Seele durch die Predigt und den Gesang eines Gastchores gestärkt war, musste auch der Leib Nahrung erhalten. Dafür war mit Leckereien von Grill, Salat- und Kuchenbuffet gut gesorgt. Wer noch nicht hungrig war, konnte an einer Führung durch unsere immer wieder als „Juwel“ gepriesene Kirche mit ihrem Architekten teilnehmen. Auch den Kindern wurde zugetraut Neues zu wagen. Sie durften unter Anleitung erfahrener Handwerker ein Insektenhotel bauen. Das machte nicht nur ihnen Spaß, auch einige Erwachsene waren begeistert dabei.

Am Nachmittag sang dann auf dem Kirchenvorplatz der Jazzchor „Easy Does It“ passend zu den sommerlichen Temperaturen heitere und beschwingte Melodien. ■



Aus der der Philippinischen Unabhängigen Kirche (IFI)

Wieder Priester ermordet auf den Philippinen

REVEREND TANTE BALBAS, PRIESTER DER PHILIPPINISCHEN UNABHÄNGIGEN KIRCHE (IFI), WURDE AM 11. AUGUST GEGEN 7.30 UHR MORGENS AUF DER STRASSE ANGESCHOSSEN. KNAPP DREI STUNDEN SPÄTER ERLAG ER SEINEN SCHWEREN VERLETZUNGEN. ER WAR ZU ZWEIT MIT EINEM GEMEINDEMITGLIED UNTERWEGS GEWESEN. ER KONNTE, NOCH BEVOR ER STARB, DER POLIZEI EINE GENAU TÄTERBESCHREIBUNG

Bericht aus dem Kongo

Für die Ärmsten der Armen?

VON REINER KLICK

ICH ARBEITE NUN SEIT APRIL DIESEN JAHRES ALS KINDERARZT IM PANZIKRANKENHAUS IN BUKAVU [Anmerkung der Redaktion: siehe *Ansichtssache*, CH Ausgabe 2015/08, Seite 32]. ZU MEINEN AUFGABEN GEHÖRT NEBEN DER PATIENTENVERSORGUNG DIE AUS- UND WEITERBILDUNG VON JUNGEN KONGOLESISCHEN ÄRZTEN.

Was mich in dieser Zeit am meisten erschüttert hat, ist, dass außerhalb der Programme für Tuberkulose, AIDS, Unterernährung und hier den Frauen, die Opfer sexueller Gewalt wurden und deren Kindern, es keinen gut funktionierenden Sozialfond gibt. Die Gesundheitseinrichtungen der Kirchen allgemein – und da ist das Panzikrankenhaus in Bukavu eingeschlossen – müssen sich selbst finanzieren. Das heißt, die Patienten müssen jedes Medikament, jede Spritze, jede Infusion, jede Untersuchung und tägliche Konsultationsgebühren selber bezahlen. Hier im Panzikrankenhaus gilt wenigstens die Regel, dass kein Patient abgewiesen werden darf, weil er kein Geld hat und mit etwas Druck kann man auch erreichen, dass notwendige Laboruntersuchungen durchgeführt werden, ohne dass diese schon vorher bezahlt sind. Aber letztlich wird von den Patienten dann doch verlangt, dass die Rechnung bezahlt wird. Oft wird ihnen dann keine Erlaubnis erteilt, das Krankenhaushausgelände zu verlassen um sie zum Zahlen zu bewegen.

Die zwei folgenden Beispiele beleuchten das:

Ein 3 Monate alter Säugling wird wegen „Durchfall“ von einem *Centre de Santé* zu uns verlegt. Da bei Durchfall oft gleich eine schwere Dehydratation und eine Sepsis diagnostiziert wird, erhält er eine Infusion und ein Antibiotikum. Morgens sehe ich einen munteren Säugling, der auch nie Fieber hatte, und der 2-3 weiche Stühle pro Tag entleert hatte, wie sich beim genauen Nachfragen herausstellt. Da ich vermute, dass die Mutter aus irgendwelchen Gründen Hilfe sucht, spricht der Assistenzarzt in der Ausbildung zum Familienarzt mit der Mutter: Ja ihr Mann säuft kommt abends spät nach Hause, sie hat noch ein 3 und ein

geben. Dieser wurde gegen 9.00 Uhr am selben Tag verhaftet. Es handelt sich um einen gewissen Isagani Aguila, der einen Monat zuvor bei einer Veranstaltung zu landrechtlichen Fragen Father Balbas während einer hitzigen Diskussion verbal mit dem Tod gedroht hatte. Balbas war Rektor der Pfarrei von Saint James the Apostle in Pasuquin, Ilocos Norte, Diözese Laoag. In einem Schreiben des Generalsekretärs der IFI, Bischof Joselito T. Cruz, verurteilt dieser im Namen der gesamten Kirche die brutale und sinnlose Gewalttat. Auf den Philippinen kommt es immer wieder zu Gewalttaten gegen Mitglieder der Philippinischen Unabhängigen Kirche, die im Zusammenhang mit deren Engagement für die Armen stehen. ■

5 jähriges Kind, die sind jetzt allein zu Hause. Wir beenden die Antibiotikatherapie und die Infusionsbehandlung. Am nächsten Tag können wir das Kind entlassen. Ich gehe in diesem Fall mal zur Oberschwester der Kinderabteilung, die die Rechnung zusammenstellt: 46 Dollar insgesamt – jede Braunüle und jede Infusion muss natürlich refinanziert und damit in Rechnung gesetzt werden und eben auch die 28 Dollar für Laboruntersuchungen. Ich meine es würde keinen Sinn machen, auf der Rechnung zu bestehen. Die Oberschwester sagt mir, das der Sozialfond nach ihrer Information nur 20% Nachlaß gewähren würde. Die Frau kann nicht zahlen, deshalb muss sie im Krankenhaus bleiben, damit irgendwie doch noch etwas Geld reinkommt. Ich sehe die Frau noch 10 Tage auf dem Gelände. Ich weiß nicht wie man sich letztlich geeinigt hat.

Der zweite Fall ist weit aus tragischer: Ein 13 jähriges Mädchen wird in einem *Centre de Santé* vorgestellt mit Kopfschmerzen und Fieber. Man hat den Verdacht auf eine Hirnhautentzündung und denkt auch an eine Malaria mit Hirnbeteiligung. Man gibt Ampicillin und Chloramphenicol und Quinin gegen Malaria und überweist es ins Panzikrankenhaus. Das Kind wird aber von den Eltern nach Hause genommen, – ich glaube, sie ahnen wie hoch die Kosten im Panzikrankenhaus sein werden – und in ein *Chambre de priere* (Gebetszimmer) gebracht. Nachdem es dann delirant geworden ist, bringt man es am 5. Tag doch ins Panzikrankenhaus. Es ist eine Meningitis. Wir behandeln mit Ceftriaxon, wie auch in Deutschland, zusätzlich sollte man hier wegen der Resistenzlage Chloramphenicol geben, was auch verordnet wird. Nach drei Stunden frage ich sicherheitshalber nach, ob denn die Medikamente gegeben worden seien; ich erhalten zur Antwort: das Ceftriaxon ja, aber in der Krankenhausapotheke gäbe es kein Chloramphenicol. Ich solle ein Rezept schreiben, damit die Familie sich das Medikament in einer Apotheke holt. Ich schreibe das Medikament auf und lasse das Rezept dem Onkel des Mädchen geben – der Vater ist zur Zeit verweist. Der sagt, er werde das Medikament morgen kaufen, da er erst Geld besorgen muss. Ich sage ihm, nein, es müsse heute sein es sein sehr wichtig, da ist er den Tränen nahe, denn er scheint so kurzfristig kein Geld auftreiben zu können. Nach einigem Nachdenken entschlief ich mich, zu der Apotheke auf der anderen Straßenseite zu gehen und kann dort für 13 Dollar das Chloramphenicol für das Wochenende besorgen. Ich bin erschrocken über mich selber, dass



Reiner Klick ist Mitglied der Gemeinde Bochum und arbeitet seit April als Kinderarzt im Kongo



ich gezögert habe, diese 13 Dollar zu spendieren, 13 Dollar die den Unterschied zwischen Tod oder neurologischem Dauerschaden oder einer Chance auf ein gesundes Überleben bedeuten könnten. Das Mädchen wird mittlerweile wacher, aber wegen des Verlaufs muss man befürchten, dass das Mädchen durch die Verzögerung der Behandlung schwere Dauerschäden möglicherweise eine halbseitige Lähmung zurückbehält.

Als ich vor nunmehr 26 Jahren in Kalkutta für die *Ärzte für die 3. Welt* (heute *German Doctors e.V.*) sechs Wochen gearbeitet habe, brauchten die Patienten dort nur eine Anerkennungsgebühr zu bezahlen. Natürlich ist es schwierig, solche Hilfen flächendeckend aufzubauen, und sicherlich sind die Kirchen in vielen Ländern Afrikas fast die einzigen, die überhaupt medizinische Versorgung anbieten. Auch gibt es die Einrichtung von Krankenversicherungen der Pfarreien, aber das sind quasi Kopfgeldversicherungen: Bezahlt wird für jedes Familienmitglied und ein Sozialausgleich wie bei uns findet nicht statt. Es können auch nur kleinere Rechnungen durch die Versicherung bezahlt werden.

Das auch unter schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen eine Gesundheitsversorgung möglich ist zeigt

Kuba. Dort hat der Staat ähnlich wie in Schweden die Verantwortung für die Gesundheitsversorgung und die Säuglingssterblichkeit ist niedriger als in den USA.

Wenn ich die Situation hier sehe – und die soll in anderen Ländern Afrikas meistens nicht anders sein – frage ich mich:

Haben sich die Kirchen damit abgefunden, dass die Ärmsten nicht behandelt werden können, und die Familien der etwas weniger Armen hungern müssen, weil sie die Rechnung für ein krankes Familienmitglied bezahlen müssen?

Dürfen wir als Kirchen es hinnehmen, das nur 5% der Weltbevölkerung ein soziales Gesundheitssystem haben? Müssen wir nicht viel stärker durch unser Handeln und Verkünden klar machen, dass Gesundheitsversorgung ein Menschenrecht ist, statt mit kirchlichen Krankenhäusern und Gesundheitseinrichtungen im wesentlichen für den Mittelstand dazu sein, ohne den Ärmsten wirklich zu helfen? Oder ist das Ideal gleicher Gesundheitsversorgung für alle nur noch etwas für Linke Spinner und unverbesserbliche Idealisten, die belächelt werden? ■

➔ Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen sein sollten! Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Ein Leserbrief zu *Christen heute* allgemein:

IN DER AUSGABE DES MONATS JULI schreibt Herr Arno Schneider aus Kaufbeuren in seinem Leserbrief zu einem Artikel von Francine Schwertfeger: „Ihre Artikel werten dieses sonst recht biedere Blättle auf“. Das ist für Frau Schwertfeger bestimmt angenehm zu lesen, und auch ich finde die Artikel – fast – immer gut und lesenswert. Was mich aber wirklich ärgert, ist dieses „biedere Blättle“. Dass unsere Kirchenzeitung fast ausschließlich von ehrenamtlichen Mitarbeitern gestaltet wird und die beiden hauptamtlichen so ganz nebenbei noch einiges Andere zu tun haben, sollte noch einmal ganz besonders herausgestellt werden. Ich empfinde unsere Zeitung nun schon seit einigen Jahren als wirklich lesenswert und finde daher diese Bezeichnung fast schon als Beleidigung aller Autoren. Von Herrn Schneider habe ich bisher

auch keinen Artikel gefunden. Also, lieber Herr Schneider, dann mal ran.

*Dirk Hemmerich
Gemeinde Düsseldorf*

Zum Interview mit Bischof Matthias Ring zur Bedeutung des Alten Testaments für die Kirche in CH 8/2015:

DIE DISKUSSION ÜBER DEN „NORMATIVEN RANG“ des Alten Testaments ist so alt wie die Kirche selbst. Insofern ist der Bezug auf die „Deutschen Christen“ im Dritten Reich sicher eine Verkürzung der Geschichte dieses Konfliktes. Erinnert sei an die Auseinandersetzung über die Heidenmission, die Beschneidung der Nicht-Juden und die Einhaltung der jüdischen Ritualgesetze auf dem Apostelkonzil sowie in den Paulusbriefen. Die Frage, ob alles in der Heiligen Schrift dieselbe normative Verbindlichkeit hat, wurde in Bezug auf die Tora damals zumindest für die „Heidenchristen“ bereits abschließend beantwortet: Nicht einmal die Beachtung der zentralen Vorschriften des jüdischen Gesetzes war mehr verbindlich oder gar heilsnotwendig.

Erinnert sei auch an Markion mit seiner fundamentalen Ablehnung des gesamten Alten Testaments und

seinem Versuch, einen ganz eigenen, gereinigten biblischen Kanon zu etablieren.

Die alte Kirche hat diese Versuche stets aus gutem Grunde zurückgewiesen und die Einheit der beiden Testamente gewahrt. Denn auch die Aussage, dass die Schriften des Alten Testaments in „keinem möglichen Sinn“ Jesus von Nazareth „und das in ihm liegende Heil“ verkündeten, ist vor dem Hintergrund der Geschichte der Bibelauslegung falsch. Wurden doch die Schriften des Alten Testaments in der kirchlichen Tradition im Hinblick auf das in Jesus von Nazareth liegende Heil gelesen und gedeutet, etwa in Jesaja 53, der leidende Knecht Gottes. Das zumindest wäre bereits ein möglicher Sinn.

Beide Testamente – das Alte wie das Neue – sind vor allem auch Erzählungen. Erzählungen nicht im Sinne historischer Reportagen, sondern von Geschichten der Erfahrungen, die Menschen („sein Volk“) mit Gott gemacht haben. Zu diesen Erfahrungen gehört untrennbar die Hoffnung auf Heil und Erlösung. Hier etwas wegzunehmen, wäre ein zu großer Verlust.

*Dr. Jörg Marienhagen
Gemeinde Regensburg*

Terminvorschau

7.-10. September	Internationale Alt-Katholisch/Anglikanische Theologenkonferenz Exeter (England)	6.-8. November	Ökumenisches Bibelwochenende des Dekanats Bayern , Bildungshaus St. Martin in Bernried am Starnberger See
18.-20. September	Begegnungswochenende des Dekanats NRW Franz-Dohrmann-Haus, Marienheide	7. November	Landessynode Hessen , Oberursel
19. September	Priesterweihe Alt-katholische Schlosskirche Mannheim	21. November	Landessynode Nordrhein-Westfalen , Krefeld
3. Oktober, 14.00 Uhr	Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Günter Eßer Alt-Katholisches Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn	26. November	Tagung der Kommission von Vereinigter Evangelisch-Lutherischer Kirche in Deutschland (VELKD) und Alt-Katholischer Kirche , Würzburg
10. Oktober	Dekanatstag des Dekanats Nord , Hamburg	30. November – 3. Dezember	Treffen der Internationalen Römisch-katholisch-Alt-katholischen Dialogkommission (IRAD) , Paderborn
11. Oktober	Gedenken an Amalie von Lassaulx anlässlich ihres 200sten Geburtstages (*19.10.1815) Koblenz	17. Februar ◀	Chrisammesse , Bonn
15.-18. Oktober	baf-Jahrestagung , Schmerlenbach	26./27. Februar ◀	Thürlings-Tagung , Berlin
16.-18. Oktober	Pastoralkonferenz der ehrenamtlichen Geistlichen Hoffmannshöfe, Frankfurt am Main		

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet.
Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden:
termine@christen-heute.de

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für *Christen heute*

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantw.),
Ludwigstr. 6, 79104 Freiburg
Tel. 07 61 / 3 64 94
E-Mail: redaktion@christen-heute.de

Walter Jungbauer
Internet:
<http://www.christen-heute.de>

Erscheinungsweise
monatlich

Design und Layout
John L. Grantham
E-Mail: john@grantham.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute,
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Fax: 04842/1511
E-Mail: versand@christen-heute.de

Nachrichtendienste
epd, KNA, APD

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung,
Bonn; Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement Inland
21,50 € incl. Versandkosten;
Ausland: 28 €

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier,
Deiningen

ISSN
0930-5718

**Redaktionsschluss
der nächsten Ausgaben**
5. September, 5. Oktober, 5. November

Nächste Schwerpunkt-Themen
Oktober: „Vollendung“ der deutschen
Einheit – Einheit der Kirche;
November: Glaube und Zweifel –
Novemberdepressionen; *Dezember*:
Eigenliebe – Monat der Nächstenliebe



Hallo Ihr!

In wenigen Wochen ist wieder Erntedank. Vielerorts danken Christen Gott am ersten Sonntag im Oktober für alles, was er ihnen zum Leben schenkt. Angefangen vom täglichen Brot über das Dach über dem Kopf, einer Arbeitsstelle oder Gesundheit bis hin zu allen schönen Dingen, die uns umgeben und die wir so gerne übersehen: Blumen, Vögel, Tiere, Landschaften, liebe Menschen. Überlegt mal, wofür Ihr Gott dankbar seid, was Euch glücklich macht, was Ihr toll findet, worüber Ihr staunt. Wenn Ihr Euch das jeden Abend vor dem Einschlafen zur Gewohnheit macht, werdet Ihr spüren, wie Ihr Tag für Tag zufriedener werdet. Wer mag, kann gerne auch ein Dankesbild oder ein paar Dankesworte für unsere Seite schicken.

Auch wenn Ihr sonst Bilder habt, kurze Berichte, interessante Erlebnisse, Bücher- und andere Tipps oder auch Fragen, schreibt mir, per E-Mail: traudl.baumeister@gmx.de, Whats-App (0172-6049202) oder per Brief an Traudl Baumeister, Dorfgraben 3f, 97076 Würzburg.



Medientipp

Auch wenn Museen nicht jedermanns Sache sind: Es gibt doch viele, die abwechslungsreiche Unterhaltung bieten. Sie zu besuchen, macht einfach Spaß. Ulrich Berger aus Regensburg hat drei ungewöhnliche Orte für spannende Tage gefunden:

www.friedens-raeume.de (Lindenhofweg 25, 88131 Lindau): In geradezu paradiesischer Umgebung am Bodensee können sich Große und Kleine durch eigenes Tun viele Impulse rund ums Thema Krieg und Frieden holen.

www.bibelgalerie-mersburg.de (Kirchstraße 4, 88709 Meersburg): Hier locken vor allem die sogenannten besonderen Räume und kunterbunte Infos, stauend die Bibel neu zu entdecken. Taschengeld einstecken – der Museumsshop bietet große Vielfalt!

www.bibelhaus-frankfurt.de (Metzlerstraße 19, 60594 Frankfurt a. M.): Besucher jeden Alters erleben im Erlebnismuseum eine interaktive Reise durch die Welt der Bibel. Es gibt auch eigene Kinder- und Familienführungen. ☺☺☺☺



Im Nachbau eines antiken Bootes vom See Gennesaret. Foto: Bibelhaus Erlebnis-Museum

Kurz erklärt

Sakrament

Das Wort „Sakrament“ stammt ab vom lateinischen Wort *sacer*, übersetzt „heilig, unverletzlich“. Im Kirchenlatein bedeutete *sacramentum* Heilszeichen oder Heilmittel. Ein Sakrament ist also ein Zeichen, ein Symbol oder ein Ritual für Gott, der uns Heil bringt, uns erlöst, glücklich und frei macht. Das Wort wird auch benutzt als Übersetzung für das griechische Wort *mysterion* (Geheimnis).

Wir können Gott ja nicht so sehen und erkennen wie die Welt um uns herum. Sakramente helfen uns, Gottes Nähe, sein Da-Sein für uns, zu spüren. Etwas Vergleichbares tun wir, wenn wir zum Beispiel auf die Klassenfahrt ein Kuscheltier mitnehmen, das Mama uns geschenkt hat. Immer wenn wir es drücken, spüren wir, dass es sie gibt, dass sie uns liebt und dass sie da ist, auch wenn wir sie gerade nicht sehen und hören können. Sakramente sind quasi unsere Kuscheltiere für Gott.



Leonardo Boff, ein brasilianischer Befreiungstheologe (das bedeutet, er setzt sich besonders für die Armen ein, für eine gerechtere Verteilung auf der Welt, für Menschenrechte und Gerechtigkeit), erklärt das Wesen der Sakramente so: „Es sind Dinge, die zu uns sprechen, und wir sind in der Lage, ihre Stimme und ihre Botschaft zu vernehmen.“

Sakramente kann man also – ebenso wie Gott selbst auch – nur verstehen, wenn man bereit ist, hinzuhören. Nicht nur mit den Ohren, sondern mit dem Herzen. Wer Sakramente nur von außen betrachtet, dem bleibt ihr Geheimnis verschlossen. Deshalb nennen wir das auch das Geheimnis des Glaubens.

Die Taufe, also das Ja zu Gott, und die Eucharistie, die Begegnung mit Gott in Brot und



Wein, sind die beiden zentralen Sakramente unseres Glaubens. Daneben gibt es noch weitere Stationen im Leben, an denen wir gerne besonders auf Gottes Hilfe bauen und hinweisen: bei Umkehr und Versöhnung, bei Krankheit, bei der Eheschließung, bei der Firmung (der bewusst ausgesprochenen Bestärkung des Ja zu Gott in der Taufe) sowie bei der Übernahme besonderer Dienste für die Gemeinde.

Nachgefragt bei...

Ulf-Martin Schmidt

Mein Traumberuf als Kind war...
Polizist

Am liebsten gespielt habe ich...
Tischtennis

Mein Lieblingsbuch war...
Der schweizerische Robinson

In meiner Kindheit waren Gottesdienst und Religion für mich...
...so normal wie Zähneputzen.

Ich würde gerne noch lernen...
...mehr Sprachen.

In meiner Freizeit beschäftige ich mich am liebsten...
...mit meiner Frau Eva und unserem Sohn Valentin. Gemeinsam erkunden wir Berlin – mal mit Kinderaugen und mal mit Erwachsenenprogramm.

Mein Weehspruch lautet...
„Kämpfe den guten Kampf des Glaubens“

Ulf-Martin Schmidt ist Pfarrer in Berlin (für Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern) und seit Januar 2014 Dekan für das Dekanat Ost (Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen).





Konsequenz: Kirchenaustritt

VON GERHARD RUISCH

ICH MACHE EINE BEOBACHTUNG, die mir zu denken gibt: Es gibt einen neuen Typ von Kirchenaustritten, der immer häufiger vorkommt. Lange Zeit sind vor allem diejenigen ausgetreten, die schlechte Erfahrungen mit der Kirche gemacht haben. Aber nun kommen andere dazu.

Das sind Menschen, die als Kinder alt-katholisch getauft wurden oder die vor einigen Jahren der Gemeinde beigetreten sind. Es sind Menschen, die meist ausdrücklich sagen, dass sie gute Erfahrungen gemacht haben, dass sie sich in der Gemeinde wohlgefühlt haben, dass sie sich aber nun weiterentwickelt haben und es einfach nicht mehr für sie passt. Diese Menschen kündigen meist ihren Austritt an, lassen einen die Gründe wissen und verabschieden sich in aller Freundschaft. Oft sagen sie ausdrücklich: „Es hat nichts mit Ihnen oder der Gemeinde zu tun.“ In einer Mail, die ich vor kurzem erhalten habe, hieß es: „Ich habe über die letzten Jahre immer deutlicher gespürt, dass ich nicht gläubig bin und seit Jahren nicht mehr das Bedürfnis hatte eine Kirche zu besuchen. Ich habe mir den Schritt lange und gut überlegt und merke nun, dass der Austritt ein wichtiger und ordnender Schritt für mich ist.“

Alle Kirchen, vor allem aber die großen, stehen derzeit erschüttert vor dem Phänomen, dass die Kirchenaustritte immer mehr werden. Um die 200.000 sind es jedes Jahr in den beiden großen Kirchen, Tendenz steigend. Auch bei uns haben die Austrittszahlen zugenommen, wenn

sie auch (noch?) nicht so alarmierend sind. Was es so schwierig macht: Es ist nicht immer ein Auslöser, ein konkreter Anlass festzustellen. Gut, der Missbrauchsskandal und der Skandal um den Luxus des Bischofs von Limburg haben die Austrittszahlen noch einmal nach oben getrieben; das war für so manche der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat. Aber was war die Ursache im vergangenen Jahr? In dem doch der Papst eine überwiegend freundliche Presse fand und wieder etwas Ruhe eingekehrt ist? Und warum sind die Zahlen in der weniger von Skandalen gebeutelten evangelischen Kirche sogar höher?

Ich glaube, dass sich da im Bewusstsein der Menschen und in der ganzen Gesellschaft etwas geändert hat, etwas, das uns noch sehr zu schaffen machen wird: Noch vor wenigen Jahren war es normal zur Kirche zu gehören. Wer sich weltanschaulich anders orientiert hat oder wer sich über etwas geärgert hat, trat vielleicht aus. Wer indifferent war, blieb eben drin, sozusagen als passives Mitglied oder als U-Boot-Christ, der höchstens an Weihnachten mal auftauchte.

Heute ist es zwar immer noch normal, zu einer Kirche zu gehören, obwohl man sich manchmal schon rechtfertigen muss dafür, aber es ist genauso normal, zu keiner Kirche zu gehören. Eine Folge davon ist, dass Menschen heute nicht mehr nur deshalb in ihrer Kirche bleiben, weil sie noch nicht richtig geärgert wurden. Sondern zunehmend bleiben nur die drin, die aktiv mitleben und mitgestalten möchten. Aber diejenigen, die sich anders entwickeln, die eine andere Spiritualität leben, denen das

kirchliche Christentum nicht (mehr) viel sagt, sie treten immer häufiger aus, ohne deswegen ein schlechtes Gewissen zu haben; sie empfinden das im Gegenteil als „wichtigen ordnenden Schritt“.

Und das ist es dann auch. Klar tut das uns kirchlichen Amtsträgern weh, vor allem wenn wir ein gutes Verhältnis zu diesen Menschen hatten, vielleicht sogar viel Zeit und Energie investiert haben, um ihnen in Religionsunterricht und Katechesen den Glauben zu vermitteln. Aber im Grunde ist die Entscheidung zum Austritt nur ein konsequenter Schritt.

Ich glaube, die Kirchen und ihre Amtsträger sind im Grunde noch immer nicht gut vorbereitet darauf, dass sie heute in Konkurrenz stehen mit sehr vielen anderen Sinnanbietern bis hin zu solchen, die propagieren, dass das Leben auch ohne jede Religion sinnvoll ist. Und sie sind noch nicht sehr geschickt im Umgang mit der Tatsache, dass sie in diesem Konkurrenzkampf nicht einmal besonders gute Karten haben. Zwar sind sie noch immer die größten Weltanschauungsgemeinschaften im Land, aber es schadet ihnen der Ruf, nur verstaubte Botschaften zu haben, die längst bekannt sind – was natürlich häufig nicht stimmt, aber zur Überprüfung kommt es nicht.

Patentrezepte gibt es da nicht. Ich hoffe nur, wir lernen sehr schnell, unseren Glauben so zu leben, dass Menschen neugierig werden, und so von ihm zu sprechen, dass der Staub der Jahrhunderte abfällt – oder aber als interessante Patina wahrgenommen wird. ■



Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg